

# Ökologie und Aktivismus

Ausgabe Nr. 22, 02. Oktober 2012



Bevor wir unsere neue Ausgabe vorstellen, müssen wir leider einen Abschied aus der Redaktion bekannt geben. Sebastian Kalicha, sehr aktiver Autor und engagierter Redakteur, verlässt unsere Redaktion. Wir danken ihm für die schöne und gute Zusammenarbeit und freuen uns auf die zahlreichen Rezensionen, die er als Mitglied des Autor\_innen- und Sympathisant\_innen-Kreises (ASK) von kritisch-lesen.de hoffentlich für uns verfassen wird. Sicher wird er die Redaktion als Korrespondent in Österreich weiterhin über die dortigen Diskussionen auf dem Laufenden halten.

Zum Schwerpunkt: Der linke US-amerikanische Schriftsteller Kurt Vonnegut verfasste, nachdem er sich über die besorgniserregende ökologische Situation in Rage geschrieben hatte, verbittert eine Grabinschrift für den Planeten Erde: „The good Earth – we could have saved it, but we were too damn cheap and lazy.“ Verbitterung kann sich schnell breit machen wenn man sich mit ökologischen Fragen in Theorie und Praxis auseinandersetzt. Zu aussichtslos scheint die Situation; zu viele Rückschläge erleidet man in der tagtäglichen aktivistischen Arbeit; zu wenig konsequente Schritte werden getätigt. Dabei gibt es aber durchaus auch Hoffnungsschimmer: Die weltweite Anti-AKW-Bewegung ist seit Fukushima so laut wie in ihren besten Tagen (und die Atomindustrie in schwerer Bedrängnis); weltweit gehen Menschen gegen Gentechnik, Biopiraterie und den „Nahrungstotalitarismus“ (Shiva) transnationaler Konzerne auf die Barrikaden; indigene Gemeinschaften setzen sich gegen neokoloniale „Entwicklungsprogramme“, Landraub und die damit einhergehende Zerstörung ihrer Lebensgrundlagen zur Wehr; verschiedenste Gruppen und TheoretikerInnen gehen zunehmend über das schlichte Appellieren an politische EntscheidungsträgerInnen hinaus und erkennen die offensichtliche Verbindung zwischen dem ökologischen Desaster und kapitalistischer Ausbeutung – denn kapitalistische Maximen wie Profitmaximierung oder „Wachstum“ haben auf das fragile Ökosystem mindestens ebenso destruktive Auswirkungen wie auf die Menschen, die davon betroffen sind. In diesem Sinne wollen wir uns diesen Monat dem breiten Themenfeld „Ökologie & Aktivismus“ widmen und unterschiedliche Diskussionen und Themen anhand von fünf Büchern zum Thema aufbereiten.

Den Beginn macht Jens Zimmermanns [Rezension](#) des monumentalen Werks „Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte“ des Umwelthistorikers Joachim Radkau. Der Rezensent attestiert dem Werk zwar, historisch umfangreich und einwandfrei zu sein, jedoch analytisch einige Schwächen zu haben. An das Stichwort der „Weltgeschichte“ anknüpfend, beschäftigt sich die zweite Rezension mit der Widerstandsbewegung gegen die Narmada-Staudämme in Indien. Horst Blume führt anhand des Buches [„Staudamm oder Leben!“](#) von Ulrike Bürger eindringlich in die Thematik ein und diskutiert die ökologischen und menschenrechtlichen Probleme derartiger Megaprojekte sowie Facetten des Widerstands dagegen. Ebenfalls im indischen Kontext diskutiert die bekannte Ökofeministin Vandana Shiva Themen wie Nachhaltigkeit, Biopiraterie und Lebensmittelsouveränität sowie die ökologischen Folgen der neoliberalen Globalisierung.

Sebastian Kalicha bespricht in [„Nahrungstotalitarismus“](#) Shivas Buch „Geraubte Ernte“. Salvatore Paradise wirft einen kritischen Blick auf das Buch „Stromwechsel. Wie Bürger und Konzerne um die Energiewende kämpfen“ der taz-Redakteure Hannes Koch, Bernhard Pötter und Peter Unfried. Obwohl das Anliegen einer Energiewende mit Sicherheit ein legitimes und nützliches ist, kritisiert er in [„Die deutsche Spielart eines grünen Kapitalismus“](#) den Versuch der Autoren, lediglich den sogenannten „grünen Kapitalismus“ salonfähig machen zu wollen. Zum Schluss rezensiert Adi Quarti noch den Klassiker [„Ökologie der Angst. Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe“](#) des Soziologen Mike Davis. Obwohl bereits 1998 erschienen, zeige das Buch laut dem Rezensenten die „auch heute noch relevanten Verbindungen zwischen Ökologie und urbaner Armut auf“ und sei ein „beängstigend aktuelles Buch“.

Die aktuellen Rezensionen dieser Ausgabe eröffnet Heinz-Jürgen Voß mit seiner Rezension [„Schwule in der Nazi-Zeit“](#) und warnt hier eindringlich davor, ebenjene nicht schlicht als Gruppe von Opfern zu homogenisieren, wie es leider häufig der Fall sei. Den [„Bildern der Nation“](#) widmet sich Selma Haupt anhand des Werkes „Die Imagination der Nation“, welches das „nationale Ding“ in literarischen und filmischen Produktionen untersucht. [„Die Politik der Schulden“](#), die in David Graebers Buch „Schulden“ anthropologisch dargelegt wird, nimmt sich Moritz Altenried vor und knüpft damit an die bereits in [kritisch-lesen.de #19](#) gestartete Debatte über die deutsche Rezeption von David Graeber an. Er lobt an diesem vielbeachteten Werk die historische Aufarbeitung des Themas. Eine historische Aufarbeitung in etwas anderer Hinsicht unternimmt das Buch [„Die Sowjetmacht. Das erste Jahr“](#), das von Philippe Kellermann als gelungen bewertet wird. Abschließend widmet sich peps perdu in [„Reclaim your Beauty“](#) den Ausgrenzungsmechanismen anhand von Körpernormen wie Attraktivität und Schönheit.

Wir wünschen wie immer viel Spaß beim kritischen Lesen!

# Reine Geschichte der Ökologie



**Joachim Radkau**  
Die Ära der Ökologie  
Eine Weltgeschichte

*Materialreich wird die Geschichte der Ökologie nachgezeichnet, während die Analyse ebendieser grob umrissen bleibt.*

Rezensiert von [Jens Zimmermann](#)

In linken Politikzusammenhängen hat in den vergangenen Jahren eine teils intensive Reflexion des Verhältnisses zwischen kapitalistischer Produktionsweise und der Ausbeutung von Natur im weitesten Sinne stattgefunden. Auf der theoretischen Ebene drückt sich dies aktuell in den Debatten um gesellschaftliche Naturverhältnisse, Postwachstums-Ansätze und einer an der Kritischen Theorie geschulten Analyse des Mensch-Natur-Verhältnisses aus. Auch in der konkreten politischen Praxis haben linke Strömungen spätestens seit den heißen Auseinandersetzungen um den Bau von Atomkraftwerken Mitte der 1970er Jahre „Umwelt“ als neues politisches Kampffeld entdeckt.

Höchste Zeit also, um einen Blick zurück in die historische Genese dieses mittlerweile auch im medialen Mainstream angekommenen Diskurses zu werfen. Auf die Spurensuche hat sich der Bielefelder Umwelthistoriker Joachim Radkau begeben und als Ergebnis seiner detaillierten und jahrelangen Forschung präsentiert er ein wahres *opus magnum*, das mit seinen fast achthundert Seiten schon materiell imposant wirkt. Und auch inhaltlich gibt Radkau sich nicht mit kleinen Schritten zufrieden: Es soll eine Weltgeschichte sein!

## Vorgeschichte

Eine „Meistergeschichte“ (S. 32) soll es dennoch nicht sein, zu spannend und heterogen sind die Felder und Akteure, die unter dem Begriff „Ökologie“ aktiv sind, als das man hier mit groben Pinselstrichen arbeiten könnte. Radkau greift daher auf unterschiedliche Darstellungsweisen zurück und will das scheinbar Desparate doch noch zusammenführen. In dem zweiten Kapitel „Umweltbewegung vor der Umweltbewegung“ rekonstruiert Radkau das philosophische Denken über Natur und greift dabei auf so prominente Vertreter wie Rousseau, Spinoza, Kant und Bacon zurück, deren Naturbezug eine zentrale Rolle in ihrem Werk einnahm. Sozialgeschichtlich ist vor allem die Darstellung früher Konflikte um natürliche Ressourcen interessant, wie zum Beispiel die europaweite „Holznot“. Was sich nach einer frühen Version des Waldsterbens anhört, ist aber bei genauerer Betrachtung ein Prozess der gewaltsamen Aneignung von vormals in Form der Allmende zugänglichen Holzbeständen. Hiervon waren vor allem die ärmeren Bevölkerungsklassen betroffen, da ihnen massiv Gewohnheitsrechte zur Holzfällung beschnitten wurden. Im Rahmen dieses Prozesses wurde aus den Holzbeständen rechtlich abgesichertes Eigentum.

In einer Mischung aus ideen- und sozialgeschichtlicher Darstellung arbeitet Radkau chronologisch die Vorgeschichte der „Öko-Ära“ auf und skizziert dabei sowohl sich entwickelnde Naturbegriffe und Topoi wie zum Beispiel die „Rache der Natur“ und „vernetztes Denken“ als auch konkrete

Umweltschutzpolitiken während des New-Deals in den USA und des Nationalsozialismus. Ergänzt wird die „Vorgeschichte“ durch die Biographien prominenter Vorstreiter\_innen des Umweltschutzes Rachel Carson, David Brower und Barry Commoner.

## Die ökologische Revolution

Im dritten Kapitel entfaltet Radkau dann die zentrale These seines Buches. Mit Beginn der 1970er findet eine entscheidende Veränderung statt: die „ökologische Revolution“ (S. 135). Die Zahl der Publikationen zum Thema Umwelt/-schutz und auch die Neugründung von Umweltschutzinitiativen sowohl auf zivilgesellschaftlicher als auch staatlicher Ebene steigt rapide an. Auch wenn Fakten und Daten Radkau recht geben, bleibt Radkau der starken These von der „ökologischen Revolution“ eine historisch-verstehende Erklärung seiner These schuldig:

*„Die ‚ökologische Revolution‘ von 1970 lässt sich aus keiner bestimmten Kausalität heraus erklären: weder aus einer vorhergegangenen Umweltkatastrophe noch aus bestimmten Diskursen oder Interessen bestimmter sozialer Gruppen. Bei zeitlich und räumlich begrenzten Geschichten mögen sich bestimmte Kausalitäten abzeichnen, aber diese zerfasern, sobald man den räumlichen und zeitlichen Horizont weiter spannt.“ (S. 160)*

Fraglich ist hier, warum es genau *eine* Kausalität geben sollte, die alles erklärt. Wenn es weder transpersonale Diskurse noch personale Interessenskoalitionen sind, wer handelt dann überhaupt? Etwas konsterniert bleibt man angesichts der wackligen Revolutions-These zurück. Aber vielleicht zeigen sich an dieser Stelle auch die Grenzen der Analyseperspektive. Zugunsten einer möglichst detaillierten und gründlichen Deskription der Umweltbewegung und des ökologischen Denkens verzichtet Radkau ganz auf theoretische und begriffliche Abstraktion. So werden auch die frühen Umwelt-Diskurse zu Luft- und Abwasserbelastung oder forcierter Ressourcennutzung kaum in Bezug zur kapitalistischen Produktionsweise oder hegemonialen Diskursen (beispielsweise wirtschaftliches Wachstum) gesetzt. Auch die These der „ökologischen Revolution“ bleibt argumentativ einer immanenten Perspektive verhaftet und sucht nach Gründen innerhalb der Umweltbewegung für ihr Erstarken. Lohnenswert wäre etwa eine Diskussion der Postmaterialismus-These, nach der in bestimmten sozialen Milieus des globalen Nordens eine Verschiebung von Wertorientierung hin zu individueller Selbstverwirklichung, Bildungserwerb und unter anderem auch zu ökologischen Orientierungen stattgefunden hat. Ebenfalls bleiben Erklärungsansätze der Bewegungsforschung vollkommen außen vor. Dies ist schade, denn Radkau liefert in seiner empirischen Rekonstruktion mögliche Ansatzpunkte für eine Interpretation am Beispiel der USA:

*„Die Umweltbewegung war eben keine direkte Fortsetzung der Protestbewegung gegen den Vietnamkrieg; eher entsprach sie einer Situation, in der viele nach einem neuen Konsens in der gespaltenen Gesellschaft suchten: einer neuen großen Aufgabe, die die Fronten überbrückte.“ (S. 152)*

Es scheint kein Zufall, dass der „Umweltschutz“ zu einer Zeit starker innenpolitischer und außenpolitischer Konflikte der USA zu einem hegemonialen Projekt wird, dem sich große Teile der politischen Klasse anschließen – zumindest verbal.

## Ära der Ökologie

Das Jahr 1970 ist also, Radkaus Argumentation nach, der signifikante Bruch in der weltgeschichtlichen Betrachtung der Umweltbewegung und des ökologischen Denkens, welcher die „Ära der Ökologie“ einleitet, in der „nach dem Ende der großen Ideologien (...) die populäre Ökologie als einzige geistige Kraft übrig (bleibt), die den neuen globalen Horizont inhaltlich füllt und auf die neuen Herausforderungen reagiert.“ (S. 29) Die „Ära der Ökologie“ ist allerdings keine Phase, in der sich eine konstante Erfolgsgeschichte der Umweltbewegung schreiben lässt, sondern

vielmehr ein dynamisches Politikfeld, mit unterschiedlichen Kämpfen und Zielen in unterschiedlichen Kontexten und der steten Gefahr in Institutionen zu erstarren oder in Bewegungen zu verwässern. Und deshalb wählt Radkau in seinem zentralen Kapitel „Die großen Dramen der Umweltbewegung“ auch eine formal angemessene Darstellung, in dem er die Konfliktlinien innerhalb der Umweltbewegung sowohl auf begrifflicher, inhaltlicher, institutioneller und politischer Ebene skizziert.

So zeigt Radkau am Beispiel des Umweltbegriffs die diskursiven Deutungskämpfe um die semantische Füllung des Begriffs auf: Was ist eigentlich Umwelt? Gerade in den Ländern des globalen Südens hat der Begriff Umwelt den faden Beigeschmack des „geistigen Imperialismus“ (S. 174f), da er nicht angemessen die lokalen Umweltprobleme reflektieren kann. Gerade die regionale Spezifität umweltpolitischer Probleme muss im Rahmen von Ökologiedebatten reflektiert werden, da unterschiedliche Geographien und geologische Profile eben unterschiedliche Problemlagen formulieren, andere Lösungsansätze und Akteure erfordern. Es geht Radkau also um eine „Ökologie der Ökologiebewegung“ (S. 175-179), die selbst im geographisch recht engen europäischen Bereich nicht zu unterschätzen ist. Anhand von kleinen historischen Skizzen verdeutlicht Radkau, dass selbst innerhalb von Nationalstaaten (hier die USA) unterschiedliche politische Kulturen divergierende Umweltschutzorientierungen hervorbringen können. Umweltschutz, so kann man aus Radkaus Darstellung folgern, mag ein globales Problem artikulieren, Lösungen sind aber letztlich nur in lokalem und regionalem Kontext zu haben.

Eine nicht zu unterschätzende Wirkung innerhalb der Umweltbewegung hatten die in teilweise apokalyptischem Gestus formulierten Öko-Dystopien. Sie füllen ganze Regalmeter, die meisten von ihnen sind aber mittlerweile in Vergessenheit geraten. Das gleiche Schicksal erlitten auch zahlreiche Öko-Aktivist\_innen der ersten Stunde. Die unverkennbare charismatische Wirkung, die von ihnen ausging, beleuchtet das Unterkapitel „Charismatiker und Ökokraten“. Gerade die spirituelle Fundierung zahlreicher Öko-Strömungen faszinierte viele Sympathisant\_innen und Aktivist\_innen zum Beispiel in der Form von Naturliebe, Naturreligion oder der ökologischen Fundierung des Buddhismus. Auf personaler Ebene ging eine charismatische Kraft von Personen wie dem Grünen-Politiker Rudolf Bahro aus, der sich dann aber einer bizarren Öko-Apokalyptik verschrieb, die ihn letzten Endes ins politische Abseits beförderte. Zu den Gründungstexten und Charismatikern einer sozialen Bewegung gehören auch zweifelsohne die „Märtyrer“, also jene Aktivist\_innen, die für ihre Überzeugung sterben mussten oder gestorben sind. Ihnen (Chico Mendes, Ken Saro-Wiwa, Sueb Nakasathien, Karen Silkwood, Fernando Pereira, Hartmut Gründler) setzt Radkau in kurzen biographischen Skizzen ein Denkmal und fragt zugleich, warum sie im kollektiven Gedächtnis der Umweltbewegung heute nicht mehr zu finden sind. Ergänzt werden die biographischen Studien durch zwölf Portraits von Frauen, die im weitesten Sinne von Radkau dem Ökofeminismus zugeordnet werden. Leider bleibt an dieser Stelle eine systematische Rekonstruktion des Zusammenhangs von Ökologie und Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung aus und auch ideengeschichtliche Linien werden nicht aufgegriffen, sodass die Portraits etwas unvermittelt nebeneinanderstehen. Als Kontrastfolie zu den biographischen Darstellungen der Umweltaktivist\_innen geht Radkau auf verschiedene zivilgesellschaftliche und staatlich-administrative Institutionalisierungsprozesse des Umweltschutzes ein. Exemplarisch wird dies am staatlich organisierten Umweltschutz in China aufgezeigt sowie am NGO-Establishment in den USA, dass eine starke institutionalisierte Lobby im US-amerikanischen politischen System darstellt. Insgesamt gelingt es Radkau auch in diesem Kapitel das Spannungsfeld zwischen persönlichem Charisma und Institution innerhalb der Umweltbewegung deskriptiv anschaulich aufzuarbeiten.

## **Fülle an Material**

Auch die weiteren drei Unterkapitel, die auf Konfliktkonstellationen, Gewaltfrage, ökologische Generationen-Gerechtigkeit und das Verhältnis von Umweltpolitik und der globalisierungskritischen Bewegung beleuchten, bieten eine Fülle von Material, das dem Anspruch, eine Weltgeschichte zu schreiben, gerecht wird. Besonders anschaulich lässt sich die

Öka-Ära durch mehrere chronologische Zeittafeln erfassen. Doch was der unbestrittene Verdienst dieser Studie ist, deutet zugleich auf seine Schwäche hin: ein systematischer Zugang, sowohl in theoretischer als auch analytischer Perspektive, fehlt. Und so muss man sich durch die mehr als sechshundert Seiten treiben lassen, um am Ende das Gesamtbild zusammensetzen. Zwar hilft am Ende ein Epilog, die Gedanken zu sortieren und die Umweltbewegung als ein heterogenes Ensemble verschiedener Akteure und Aktionsformen mit Zielkonflikten und Spannungen wahrzunehmen, das auf unterschiedlichen politischen Ebenen (lokal, regional, national, transnational) Kämpfe führt, doch bis dahin ist es ein langer Weg, der nicht ganz ohne mitgebrachte Vorkenntnisse begangen werden kann.

Die „Ära der Ökologie“ ist eine Studie, in der sich die Leser\_in selbst einen Weg suchen muss, um mit der schier überwältigenden Menge an Daten und empirischem Material umzugehen. Auch der cursorische Bezug auf soziologische Theorien von Max Weber, Robert Michels und Niklas Luhmann bringt keine theoretische Erkenntnis. Zu stark will Radkau eine reine Ökologiegeschichte schreiben, ohne dabei auf gesellschaftlich relevante Strukturzusammenhänge einzugehen. Am Ende bleibt vielleicht dann die Einsicht, dass es linker Diskurspositionen bedarf, die im Öko-Diskurs in Deutungskämpfe einsteigen und den Zusammenhang von kapitalistischer Produktionsweise und Natur(zerstörung) offensiv artikulieren.

Joachim Radkau 2011:

Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte.

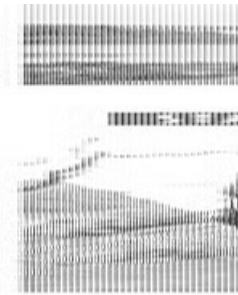
Verlag C.H. Beck, München.

ISBN: 978-3406613722.

782 Seiten. 29,90 Euro.

**Zitathinweis:** Jens Zimmermann: Reine Geschichte der Ökologie. Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1064>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.

# Die Narmada-Staudämme und der Widerstand dagegen



**Ulrike Bürger**

**Staudamm oder Leben!**

Indien: Der Widerstand an der Narmada

*Staudammprojekte sorgen aufgrund ihrer ökologischen und menschenrechtlichen Konsequenzen immer wieder für Aufsehen und Kritik. Ulrike Bürger beschreibt, wie sich an der Narmada in Indien eine beeindruckende Widerstandsbewegung organisiert.*

Rezensiert von [Horst Blume](#)

Wenn trotz schwierigster Bedingungen und erdrückender Übermacht des Staates Basisbewegungen bemerkenswerte Teilerfolge erringen, sollte dies nicht nur eine Meldung in den Tageszeitungen wert sein, sondern genauer unter die Lupe genommen werden. Der gewaltfreie Widerstand gegen die 30 Großstaudämme an der Narmada in Indien ist so ein Fall.

In ihrem Kampf gegen diese Großprojekte griffen im August 2012 insgesamt 51 Vertriebene zu einer sehr ungewöhnlichen Aktionsform. Sie verharrten bis zum Hals im langsam ansteigenden Wasser des Staudamms und kündigten in einem dramatischen Appell ihren Widerstand notfalls bis zum Ertrinken (*drown-satyagraha*) an. Begleitet von zahlreichen Solidaritätsaktionen konnten die AktivistInnen nach 16 Tagen als Zugeständnis am 10. 9. 2012 die Zusage erreichen, dass der Wasserspiegel des Stausees gesenkt wird, die Vertriebenen Ersatzland erhalten und weitere Forderungen geprüft werden.

## Staudämme und ihre Folgen

Hinter diesem Staudammbau verbirgt sich der größte Landraub an indigenem Land seit vielen Jahrhunderten. Insgesamt werden in Indien 60 Millionen Menschen durch den Abbau von Bodenschätzen und neue Bauprojekte vertrieben. Durch zahlreiche neu ausgewiesene Sonderwirtschaftszonen werden ganze Landstriche für das Kapital zugewidmet und bestehende Schutzrechte für die örtliche Bevölkerung außer Kraft gesetzt. Die Konzerne haben freie Hand, denn der Staat setzt die Enteignung von Gemeinschaftseigentum mit Gewalt durch. Die Firma *Voith Siemens* ist im Fall Narmada Nutznießer an den Vertreibungen. An den 30 Großstaudämmen entlang des 1300 Kilometer langen Fluss Narmada sind insgesamt 25 Millionen Menschen von den Auswirkungen betroffen. Von ihrem Kampf handelt das Buch „Staudamm oder Leben!“ von Ulrike Bürger.

Im Vorwort beschreibt Lou Marin, wie im Namen einer fragwürdigen Entwicklungspolitik in vielen Ländern Megastaudämme und menschen- und naturfeindliche Industrieprojekte als „fortschrittlich und progressiv“ angepriesen werden, um sie besser durchsetzen zu können. Bereits kurz nach der Unabhängigkeit Indiens sprach der erste indische Premierminister Nehru in seiner Zukunftsvision von den Großstaudämmen als den „Tempeln des modernen Indien“. Im Gegensatz zu diesem von kapitalistischen Interessen geprägten Entwicklungsweg setzt sich seit den 1970er Jahren die Alternativbewegung für einen vollständig anderen menschengemäßen und ökologisch verträglichen Weg ein.

Die Autorin Ulrike Bürger hat in den letzten Jahren die Narmadaregion mehrmals besucht und viele Gespräche mit Widerstandleistenden geführt, um sich ein Bild über die Lage an den Staudämmen zu machen. Als Erstes analysiert sie im Buch den eurozentristischen, die herrschenden Zustände verschleiern den Begriff der „Entwicklung“ am Beispiel Indiens. Die unverbrieften traditionellen Landnutzungsrechte wurden zu Gunsten der Privatisierung von Land zurückgedrängt. Durch die Kommerzialisierung von Ressourcen wird die Lebensweise von bestehenden Gemeinschaften zerstört. Großstaudämme sollen Wasser für die industriell betriebene Landwirtschaft und die Industrie bereitstellen, Strom erzeugen und die Fluten regeln. Die großtechnische „Umformung von Ökosystemen in Produktionsmaschinen“ (S. 38) bewirkt eine Zentralisierung von Gemeinschaftsgütern in den Händen weniger Konzerne.

Ulrike Bürger stellt in diesem Buch detailliert dar, mit welcher Wucht und Konsequenz der Bau von Staudämmen in das bisher noch komplexe und recht ausgewogene Beziehungsgeflecht zwischen Natur und einheimischer Bevölkerung eingreift. Der von Überflutung bedrohte Wald dient als Quelle für Brennholz, Baumaterialien, medizinisch genutzte Wurzeln und Kräuter, für Gemüseanbau und Viehweiden. Die bisherigen Fischgründe sind ebenso bedroht wie der Sandabbau des Schwemmlandes. Kein Wunder, dass die Narmada nicht nur als eine große wirtschaftliche, sondern auch als spirituelle Lebensader angesehen wird. Der von Ost nach West quer durch Indien fließende Fluss wurde schon im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung als „Mittellinie der Erde“ bezeichnet.

## Facetten des Widerstands

Die herrschende indische Politik stellt den Staudambau als anzustrebenden Entwicklungsschritt dar. Die Protestierenden werden demgegenüber als rückschrittlich und primitiv bezeichnet und ausgegrenzt. Die AnwohnerInnen der Narmada begreifen ihre Lebensweise jedoch keineswegs als rückständig, sondern pfeifen auf diese Art der Entwicklung, weil sie genau wissen, dass sie am Ende der geplanten Maßnahmen ihr selbstbestimmtes, autarkes Leben verlieren und fremdbestimmt werden: „Wasser kommt aus Leitungen, die Medizin in Tablettenform und das Licht durch Kabel. Wir müssen Viehfutter kaufen. Alles hängt von irgend jemand anderem ab. Alles muss bezahlt werden.“ (S. 83)

In diesem Buch wird nicht nur auf die prekäre Lage der *Adivasi* (Indigene) in der Maheshwar-Region eingegangen, sondern es wird auch die Situation der hinduistischen Mehrheit am geplanten Maan-Staudamm dargestellt. Während bei den *Adivasi* egalitäre Strukturen, gegenseitige Hilfe, gemeinschaftliche Eigentumsformen und substantielle Frauenrechte vorzufinden sind, spielt in der Maheshwar-Region das hierarchische hinduistische Kastensystem eine große Rolle. Hier mussten Frauen zum Beispiel erst noch das Schleierablegen und das Recht auf Fahrradfahren durchsetzen. Aufgrund der guten wirtschaftlichen Situation der AnwohnerInnen, besserer Infrastruktur und des Zugangs zu modernen Kommunikationsmitteln, konnte der Widerstand gegen den Staudamm hier allerdings auch andere Vorteile nutzen.

Ausführlich untersucht wird in dem Buch die Organisation *Narmada Bachao Andolan* (NBA), die explizit gewaltfreien Widerstand leistet. Trotz brutaler Repression des Staates setzt sie auf zivilen Ungehorsam und nicht auf die brachial-militaristischen Methoden der maoistischen Naxaliten, wie sie etwa von der marxistischen Tageszeitung *junge Welt* bejubelt werden. Bemerkenswert ist bei dieser breitgefächerten gewaltfreien Bewegung ebenfalls ihr Grundsatz, nicht mit den von Eigeninteressen und Machtkalkül geleiteten politischen Parteien zu kooperieren. Die seit 1988 bestehende sozialpolitisch engagierte Widerstandsorganisation hat bisher 14 Schulen aufgebaut. Innerhalb des Widerstands wird versucht soziale Gleichheit zu leben, Hierarchie und Barrieren abzubauen und eine Kultur der Solidarität aufzubauen.

Immer wieder wurden in den letzten 25 Jahren Teilerfolge errungen, indem der Staudambau unterbrochen oder Korrekturen am Verlauf der Überschwemmung vorgenommen werden



mussten. Besonders wichtig war der Einsatz für eine angemessene Entschädigung, die nicht durch schnell verbrauchtes Bargeld, sondern durch die Bereitstellung von existenzsicherndem Land stattfinden sollte.

Einen besonders wichtigen Akzent setzt im Nachwort Shankar Narayan, indem er die brutale staatliche Gewalt sowie die Begeisterung und Mittäterschaft der aufstrebenden indischen Mittelschicht bei der Durchsetzung der Industrieprojekte anprangert. Diese setzen eine „Kette destruktiver Prozesse“ (S. 168) in Gang, die eine tödliche Bedrohung für die *Adivasis* darstellt. Er kritisiert, dass ein Großteil der Linken inkonsequent ist und keinen Rückbau beziehungsweise Abbau der Städte und des industriellen Komplexes fordert:

*„Wie kann man nur eine Infrastruktur mit ihren Straßen und Kraftwerken und Institutionen wie moderne Schulen, Hochschulen und moderne Universitäten ohne industrielle Prozesse wollen? Wie kann man Städte mit so vielen Gebäuden wollen, Straßen, motorisierten Transport, Elektrizität und fließendem Wasser usw., die alle auf der Ausbeutung, dem Abbau und dem Transport von Ressourcen von außerhalb der Städte, aus den ländlichen Regionen und den Wäldern basieren? Und die nichts anderes als Zerstörung außerhalb der Städte bedeuten!“ (S. 169)*

Indem er diese zugegebenermaßen sehr weitgehenden und grundsätzlichen Fragen aufwirft, regt er zur Diskussion darüber an, wie eine zukünftige Gesellschaft aussehen könnte. Und er wirft selbstverständlich weitere Fragen nach der Realitätstauglichkeit dieser Vorstellungen auf – oder ob bestimmte Zwischenschritte oder vorläufige Kompromisse teilweise Abhilfe schaffen könnten.

Zum Abschluss dieses sehr lesenswerten Buches wird die Gesamtentwicklung des Konfliktes noch einmal in einer zehnteiligen Chronik übersichtlich dargestellt. 30 Schwarz-Weiß-Fotos und ein umfangreicher Anhang mit Hinweisen, Glossar und Literaturverzeichnis laden zusätzlich zur vertiefenden Auseinandersetzung mit diesem Thema ein.

Ulrike Bürger 2011:

Staudamm oder Leben! Indien: Der Widerstand an der Narmada.

Verlag Graswurzelrevolution, Nettersheim.

ISBN: 978-3-939045-15-1.

222 Seiten. 14,90 Euro.

**Zitathinweis:** Horst Blume: Die Narmada-Staudämme und der Widerstand dagegen. Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1065>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.

# „Nahrungstotalitarismus“



**Vandana Shiva**

Geraubte Ernte

Biodiversität und Ernährungspolitik

*Die indische Ökofeministin Vandana Shiva setzt in ihrem Buch „Geraubte Ernte“ zur Verteidigung lokaler, ökologischer Landwirtschaften und der Biodiversität – wider dem neoliberalen Profitstreben – an.*

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Es gibt viele engagierte AktivistInnen, AkademikerInnen und Initiativen, die seit langem mit Nachdruck darauf hinweisen, welche desaströsen ökologischen Folgen es hat, wenn die Natur lediglich als Ressource zur kapitalistischen Profitmaximierung begriffen wird – und manchmal wirkt es so, als sei ein AktivistInnenleben im Bereich der Ökologie eines der frustrierendsten, das man haben kann. Eine dieser unbeugsamen AktivistInnen ist die Inderin Vandana Shiva, die vor allem mit dem Aufkommen der globalisierungskritischen Bewegung weltweite Bekanntheit erlangte.

Ganz generell und speziell in dem Buch „Geraubte Ernte“ konzentriert sich Shiva auf die Themen Biodiversität und Ernährungspolitik. Sie versteht sich als Anwältin für Kleinbäuerinnen- und bauern, für eine nachhaltige, ökologische, lokale und dezentralisierte Landwirtschaft, die nicht von WTO-Freihandelsabkommen und den davon profitierenden transnationalen Konzernen ruiniert werden soll. In „Geraubte Ernte“ berichtet sie von der „Zerstörung der Nahrungs- und Agrarsysteme durch weltweit operierende Konzerne und vom Widerstand der Menschen gegen diese Zerstörung“ (S. 13). In ihren Ausführungen konzentriert sie sich zumeist auf Indien, da sie zum einen „selbst aus Indien stamme“ und, weil Indien ohnehin „exemplarische Bedeutung“ (S. 17) dafür habe, wie lokale Landwirtschaft und Natur vom Profitstreben der Industrieländer zerstört werden. Von dieser Warte aus vermischt sie ihre Ausführungen immer wieder mit Erläuterungen und Anekdoten von lokalen Gebräuchen indischer Bäuerinnen und Bauern und stellt so einer neoliberalen Landwirtschaft à la WTO das positive Pendant des/der indischen Kleinbauers/bäuerin entgegen. Derartige Ausführungen sind zwar nicht ausführlich genug als dass man ihnen bereits vorwerfen könnte, hier ein verklärtes Bild und eine recht einfache Dichotomie zu schaffen – potentiell besteht in dem Buch die Gefahr dessen aber durchaus.

Spätestens wenn Shiva über den US-amerikanischen Agrarkonzern Monsanto schreibt, wird klar, was sie meint, wenn sie den Begriff „Nahrungstotalitarismus“ (S. 33) verwendet. Derzeit kontrollierten „10 Konzerne 32 Prozent des auf 23 Milliarden Dollar geschätzten Weltsaatgutmarkts und 100 Prozent des Markts für gentechnisch manipuliertes Saatgut“ (S. 20). Monsanto widmet sie sich vor allem in der zweiten Hälfte ihres Buches immer wieder ausführlicher. Eindrücklich schildert sie, mit welchen Methoden dieser Konzern versucht, immer mehr Bäuerinnen und Bauern an ihr gentechnisch verändertes Saatgut zu binden. Eine besonders kontroverse Methode ist jene, Saatgut gentechnisch so zu verändern, dass es nur einmal aufkeimt und die Bäuerinnen und Bauern dadurch gezwungen sind, jedes Jahr erneut Saatgut bei Monsanto einzukaufen. Die Folgen sind weitreichend, wie Shiva schreibt: „Mit einem einzigen weit ausholenden Schlag wird der Mensch den Zyklus Pflanze-Saatgut-Pflanze-Saatgut zerstören, auf dem das meiste Leben auf dem Planeten beruht.“ (S. 112) Pflanzen wurden auch mittels

Gentechnik für bestimmte Pestizide immun gemacht – eben für genau jene, die nur der jeweilige Konzern herstellt, womit man den Profit erneut hochschrauben konnte. Wer sich, wie der kanadische Landwirt Percy Schmeiser, wie auch immer dagegen zur Wehr setzt oder „Patentverletzungen“ begeht, wird gnadenlos verklagt. Eben das ist ein weiteres Thema, das von Shiva behandelt wird: die Patentierung (beziehungsweise der Versuch dessen) von Pflanzen und Organismen durch Konzerne. Dadurch werden nicht nur alte Kulturpflanzen plötzlich „Eigentum“ eines profitorientierten Konzerns, sondern es wurde beispielsweise für indigene Gemeinschaften oftmals plötzlich „illegal“, bestimmte traditionelle Heilpflanzen einzusetzen, da diese nun „patentiert“ und im „Privatbesitz“ sind. Shiva war maßgeblich daran beteiligt, den heute recht bekannten Begriff der „Biopiraterie“ für derartig wahnwitzige Vorgänge in die öffentliche Debatte zu bringen. Neben diesen Aspekten wird noch eine vielfältige thematische Palette abgehandelt, die von Gentechnologie, dem Problem von Monokulturen und Freihandelsabkommen, Überfischung der Weltmeere bis hin zu Strategien für eine „Demokratie in Ernährungsfragen“ (S. 157) reicht.

Auch ihre dezidiert ökofeministische Kritik und theoretische wie praktische Ausrichtung fließt, wenn auch nur recht kurz, in den Text mit ein:

*„Nichtnachhaltigkeit ist die unvermeidliche Folge, wenn Wissen und gewaltfreie Beziehungen zu angeblich ‚minderwertigen‘ Spezies, auch zu den Frauen, verschärfter patriarchaler Herrschaft unterworfen werden. Nachhaltigkeit kann durch einen auf Miteinander zielenden Ökofeminismus entstehen, der einen unauflöselichen Zusammenhang zwischen der Befreiung der Frauen und der Freiheit aller Spezies sieht und der noch unscheinbarsten Lebensformen inneren Wert, Unantastbarkeit und Autonomie zuspricht.“ (S. 102)*

Die Autorin bringt die Dinge, über die sie schreibt, knapp auf den Punkt, sodass man auch auf nur 180 Seiten einiges an Information bekommt – auch, wenn sich der Inhalt dann notgedrungen auf das Wesentliche beschränkt. Der zu Anfang des Buches erwähnte „Widerstand der Menschen“ (S. 13) gegen die Dinge, die sie zu Recht anprangert, kommt in dem Buch generell leider etwas kurz. Wenn die Autorin gegen die Sojaindustrie anschreibt, die verstärkt auf den indischen Markt drängt, überspannt sie leider den Bogen indem sie mit reichlich selektiven Quellen zu belegen versucht, dass Soja *an sich* ungesund sei – eine Behauptung, die mit unzähligen Studien leicht widerlegt oder zumindest stark angezweifelt werden kann.

Das wirklich Ernüchternde an dem Buch ist aber, dass es vor über zehn Jahren – mit dem Rückenwind und der Aufbruchsstimmung der globalisierungskritischen Bewegung – in englischer Sprache veröffentlicht wurde, die Missstände aber auch heute im Jahr 2012 immer noch genau so vorhanden sind. Darum ist das Buch auch in seiner zweiten Auflage (die erste Auflage auf Deutsch erschien im Jahr 2004) immer noch hochaktuell – leider.

Vandana Shiva 2011:

Geraubte Ernte. Biodiversität und Ernährungspolitik. 2. Auflage.

Rotpunktverlag, Zürich.

ISBN: 978-3-85869-467-6.

180 Seiten. 15,00 Euro.

**Zitathinweis:** Sebastian Kalicha: „Nahrungstotalitarismus“. Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1066>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.

# Die deutsche Spielart eines grünen Kapitalismus



**Hannes Koch / Bernhard Pötter / Peter Unfried (Hg.)**  
**Stromwechsel**

Wie Bürger und Konzerne um die Energiewende kämpfen

*In „Stromwechsel“ identifizieren drei Autoren die zentralen Herausforderungen der deutschen Energiewende. Doch weil das Buch als Plädoyer für eine Variante des grünen Kapitalismus verstanden werden muss, sollte es aus einer emanzipatorischen Perspektive kritisiert werden.*

Rezensiert von [Salvatore Paradise](#)

Die drei Autoren Koch, Pötter und Unfried, die alle aus dem Umfeld der Tageszeitung kommen, analysieren in diesem populärwissenschaftlichen Buch die aktuellen Entwicklungen und Herausforderungen der deutschen Energiewende. So anschaulich das Buch auch in das Thema einführt, muss es doch als Plädoyer für eine bestimmte, deutsche Spielart eines grünen Kapitalismus verstanden werden. Grund genug zur Kritik.

## Stromkonzerne versus grüne Bewegung

Kundig und in einem lockeren Schreibstil identifizieren die Autoren die zentralen Konfliktfelder, auf denen sich Erfolg und Gestalt einer Umstellung der Energieversorgung auf 100 Prozent erneuerbare Energien entscheidet. Und Konflikte machen sie zahlreiche aus, insbesondere den zwischen den großen Stromkonzernen und einer neuen grünen Bewegung aus mittelständischen Unternehmen und energieproduzierenden Bürger\*innen. Für letztere ergreifen sie eindeutig Partei, sehen in ihr eine „Demokratisierung“ der Energieversorgung. Zugleich betonen sie die Notwendigkeit, dass auch die großen vier Konzerne auf Erneuerbare umstellen müssen.

Es ist ein Kampf groß gegen klein, zentral gegen dezentral. Auf der einen Seite stehen die Energieriesen EON, RWE, ENBW und *Vattenfall*. Bisher haben sie den Energiemarkt kontrolliert und sich den Erneuerbaren verweigert, nach Fukushima jedoch einen relativen Machtverlust erlitten. Auf diese Krise reagieren sie mit massiven Einsparungsprogrammen, einer verstärkten Internationalisierung und sie forcieren den Aufbau von Offshore-Windparks in Nord- und Ostsee. Denn dort können sie hoffen, ihr zentralistisches und oligopolistisches Modell verteidigen zu können. Eine besondere Situation ist bei der verstaatlichten ENBW nach dem Sieg der grün-roten Koalition in Baden-Württemberg entstanden. Grüne Regierung und schwarze Landräte versuchen jetzt zusammen den Umbau des Konzerns aus dem Süd-Westen zu organisieren. Nach der Reaktorkatastrophe in Japan konnten die Stadtwerke außerdem im zentralen Branchenverband, dem Bundesverband der Energie- und Wasserwirtschaft, gegen die großen Vier ein Bekenntnis zum Atomausstieg durchsetzen. Der Kompromiss, auf den sich alle dort vertretenen Energieunternehmen einigen konnten, war der Bau neuer Kohle- und Gaskraftwerke und die Forderung, dass die Politik für die Rentabilität der neuen Anlagen sorgen müsse.

Auf der anderen Seite steht die Energiewende-Bewegung. Sie basiert auf ganz verschiedenen Akteuren, die alle von den Erneuerbaren profitieren und deshalb ihren Ausbau massiv vorantreiben. Engagierte Bürger\*innen entwickeln Erneuerbaren-Projekte in ihren Orten. Auch

Bäuer\*innen verdienen Geld mit Solar-, Wind- und Biomasseanlagen. Innovative Unternehmen experimentieren mit neuen Technologien, die die Integration dieser fluktuierenden Energieformen ermöglichen könnten: Stromspeicher, intelligente Netze, virtuelle Kraftwerke. Auch regionale politische Eliten machen sich für regenerative Energien stark in der Hoffnung, damit wieder die Wertschöpfung in der Region anzukurbeln. Denn die Erneuerbaren-Anlagen an Land sind im Gegensatz zu Offshore bisher noch mehrheitlich im Besitz von lokalen Akteuren. Das Erneuerbare-Energien-Gesetz, das von einigen Abgeordneten und der Erneuerbaren-Lobby erkämpft wurde, ermöglichte erst diese Umverteilung der Macht im Energiemarkt.

Quer zu diesem Konflikt liegt der Widerstand von lokalen Bürgerinitiativen gegen den Neubau von Stromnetzen durch ihre Region. Die Beteiligten sind mehrheitlich für die Energiewende, erleben deren konkrete Umsetzung aber als Eingriff einer äußeren Macht in ihr Lebensumfeld. Auch in die neue Netzausbauplanung sind sie trotz anders lautender Ankündigungen kaum einbezogen. Abhilfe sehen die Autoren in deliberativen Verfahren, also Diskussionsrunden aller Beteiligten, bei denen Kraft des besseren Argumentes und unter Absehung jeglicher Machtungleichgewichte nach Lösungen gesucht werden sollte. Scheitere die Einbindung, drohe eine gefährliche Konsequenz: „Aufgeklärte und zivilisierte Zeitgenossen könnten diesem Staat verlorengehen“ (S. 134).

## Schlüsselfiguren der Energiewende

Ohne Zweifel treffen Koch, Pötter und Unfried mit ihren Analysen die zentralen Konflikte um das zukünftige Energiesystem in Deutschland. Mit ihrer Kritik an den Stromkonzernen und ihrem Einsatz für die neuen Profiteure der Energiewende stellen sie aber gerade nicht die zugrunde liegenden Ursachen der sozial-ökologischen Krise infrage, sondern plädieren für die ökologische Modernisierung des Kapitalismus. Das wird noch deutlicher, wenn mensch sich anschaut, wen sie in ihrem Buch zu Wort kommen lassen. Denn um ihre Ausführungen zu illustrieren, stellen sie immer wieder Personen vor, die sie als Schlüsselfiguren der Energiewende ausmachen: Vertreter\*innen von Behörden und Ministerien, Politiker\*innen von Grünen und Union, Wissenschaftler\*innen, Manager\*innen von Banken, Stromkonzernen und Stadtwerken, am Rande auch Sprecher\*innen von Umweltverbänden und Bürgerinitiativen gegen die neuen Stromtrassen.

Besonders ausführlich porträtieren die Autoren die neuen grünen Unternehmer\*innen, wie Frank Asbeck von *Solarworld* oder Matthias Willenbacher von *juwi*. Und sie nutzen diese Gelegenheit dazu - wie an vielen Stellen in dem Buch - gegen die unverbesserlichen Linken zu polemisieren, die nicht erkennen wollten, dass es der unternehmerischen Initiative bedürfe, um die Welt zu retten. Sie fragen ihren Gesprächspartner etwa: „Warum, lieber Herr Asbeck, sieht selbst mancher Hardcorelinke nicht die monumentale Gerechtigkeitschance der erneuerbaren Energien?“ (S. 68). Und dieser erzählt als Antwort selbstgefällig seine eigene Lebensgeschichte: Er sei selbst früher in der DKP gewesen, doch die Unternehmensfeindlichkeit der Ökos habe ihn schon bald gestört. Inzwischen verdiene er gutes Geld mit seinem „Eigenstrom“ (S. 61). Willenbacher, der Gründer des Mainzer Erneuerbaren-Unternehmens *juwi*, das in dem Buch als widerspruchsfreier Vorzeigebetrieb beschrieben wird, versteigt sich sogar zu der These: „Ich kann nicht behaupten, dass ich ein besserer Mensch wäre als andere. Aber ich kann für mich in Anspruch nehmen, bei der Energiewende den klügsten und besten Weg gehen zu wollen, der am nachhaltigsten ist für unseren Planeten Erde“ (S. 75).

Nach Ansicht der Autoren sind neben den Öko-Unternehmer\*innen vor allem Prominente die Vorkämpfer\*innen der Energiewende. Oder vielmehr, sie müssten es sein, denn die „Suche nach dem Klimagott“ (S. 146) gestalte sich schwierig. In den Medien sei das Thema unterrepräsentiert, über engagierte Promis werde sich lustig gemacht und auch die öffentlichen Intellektuellen würden kaum die Dringlichkeit des Themas anerkennen. Positive Ausnahmen seien dagegen Bob Geldof und Al Gore, Ulrich Beck und Harald Welzer.

## Gegen ein grün-kapitalistisches Deutschland

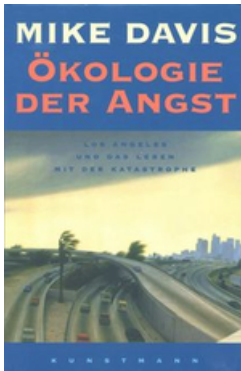
Nach der Lektüre des Buches werden einem die Konturen einer möglichen Variante eines grünen Kapitalismus deutlicher: deutsch, getragen von einer neuen Mittelschicht, geführt von grünen Unternehmer\*innen und Eliten. Ganz offen formulieren die Autoren die Bedeutung der herrschenden Form der Energiewende hierzulande: „Mit Deutschland steht oder fällt der Versuch, aus grüner Technik soviel Gewinn zu schlagen, dass sich die massiven Investitionen in den Umbau einer ganzen Volkswirtschaft bezahlt machen“ (S. 12). Die ganze Welt verfolge gespannt, ob die Bundesrepublik mit ihrer grünen Erneuerung des Kapitalismus Erfolg habe. Nötig für diesen Erfolg seien aktive Bürger\*innen, mutige Unternehmer\*innen, eine breite gesellschaftliche Zustimmung, förderliche politische Strukturen und „eine Denk- und Konsumavantgarde, die das Neue diskutiert, vorzeigt und auch als erstrebenswerten neuen deutschen – oder besser noch: europäischen – Lebensstil zelebriert“ (S. 173).

Mit Sicherheit ist es ein Fortschritt, wenn die Häuslebauer\*innen mit ihren Solaranlagen den Strom produzieren statt der Stromkonzerne mit ihren AKWs. Und die Autoren weisen auch zu Recht auf die Notwendigkeit von gesellschaftlicher Energieeinsparung hin. Aber um eine Energiewende zu schaffen, die tatsächlich nachhaltig und global gerecht ist, von der alle gleichermaßen profitieren und über die alle entscheiden können, muss ihre kapitalistische Verfasstheit überwunden werden. In einer sozialistischen Energieversorgung würden auch die netten Asbecks und Willenbachers enteignet, um echte Energiedemokratie zu ermöglichen.

Hannes Koch / Bernhard Pötter / Peter Unfried (Hg.) 2012:  
Stromwechsel. Wie Bürger und Konzerne um die Energiewende kämpfen.  
Westend Verlag, Frankfurt a. M.  
ISBN: 978-3864890086.  
182 Seiten. 12,99 Euro.

**Zitathinweis:** Salvatore Paradise: Die deutsche Spielart eines grünen Kapitalismus. Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1067>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.

# Ökologie und Katastrophen



**Mike Davis**

Ökologie der Angst

Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe

*Das bereits 1998 erschienene Buch zeigt die auch heute noch relevanten Verbindungen zwischen Ökologie und urbaner Armut auf.*

Rezensiert von [Adi Quarti](#)

Mike Davis ist ein Autor, der nicht zu unrecht häufig in einer Linie mit Noam Chomsky und Edward W. Said genannt wird. 1990 veröffentlichte er mit „City of Quartz“ einen Klassiker der Stadtsoziologie, eine monumentale Studie seiner Heimatstadt Los Angeles, ihrer Geschichte und fiktionalen Zurichtung durch Hollywood (dessen Filmstudios längst das Feld in bessere Gegenden geräumt haben). Gangsta-Rap, G-Funk und Straßen-Gangs wie die *Crips* und *Bloods* in Compton standen damals im Mittelpunkt der Analysen. Bereits in seinen Aufsätzen, die in verschiedenen amerikanischen Zeitschriften veröffentlicht wurden – in Deutschland als „Casino Zombies und andere Fabeln aus dem Neon-Westen der USA“ 1999 bei Schwarze Risse/Rote Straße erschienen –, deutete sich an, dass seine Aufmerksamkeit nicht mehr ausschließlich den Entwicklungen der Metropolen gilt. Das im gleichen Jahr herausgegebene Buch „Ökologie der Angst. Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe“ legte einen Finger in die tiefen ökologischen Wunden der größtenwahnsinnigen Urbanisierung Amerikas.

Davis, der eigentlich Ökonomie studierte, aber auch schon als Fernfahrer und im Schlachthof arbeitete, ist einer der wenigen wissenschaftlichen Autoren, die auch unterhalten können. Doch zunächst werden Erdbebenstatistiken, Tornadohäufigkeit, Hochwasser und Buschbrände in Malibu (vor denen übrigens auch das Anwesen von Sean Penn und Madonna damals nicht verschont blieben) mit Statistiken über die Veränderungen in der Flächennutzung Kaliforniens verglichen. Tornados gelten eigentlich als Phänomen des Mittleren Westens der USA, die letzten Jahre allerdings tauchen sie immer öfter, eine Spur der Zerstörung hinterlassend, über dem Sunset Boulevard auf. Der Autor bringt sie direkt mit El Niño in Verbindung, zeitliche Wetterphänomene welche den gesamten Planeten erwärmen - und macht den Leser zunächst mit der Frontentheorie der Meteorologen vertraut, die das Aufeinanderprallen warmer und kalter Luftmassen zu erklären suchen. Wetterforschung? Nicht nur! Mike Davis fährt direkt nach County Orange (bei Frank Zappa noch ein gefragter Altersruhesitz: „Village of the Sun“) und spricht direkt mit Zeugen der Tornados.

Nun aber kehrt der Puma zurück, „mit gesundem Appetit auf langsame, weiche Tiere in Jogginganzügen“. Was ist geschehen? Raubtiere, die mit staatlichen Prämien gejagt und eigentlich als „ausgerottet“ galten, die im übrigen als ausgesprochen scheu gelten, ändern plötzlich ihr Verhalten und fressen in der Nähe von Descanso und Pasadena Menschen. Die ebenfalls als scheu geltenden Koyoten gehören inzwischen zum normalen Straßenbild der San Bernadino Hills, um seelenruhig nach Abfällen zu suchen, afrikanische Killerbienen machen in Schwärmen den Zitrus-Farmern das Leben zur Hölle. Für Davis die Folge wilder Zersiedelung und der Flucht der Mittelschicht aus dem Hexenkessel L.A. Aber: Auch die Schulen seien immer mehr zu Gefängnissen geworden.

*„Einerseits gingen in vielen örtlichen Schulbezirken die Pro-Kopf-Ausgaben für Bildung stark zurück, andererseits werden die knappen Mittel fast ausschließlich dafür verwendet, die Schulgelände festungsartig auszubauen und immer mehr bewaffnete Sicherheitskräfte einzustellen. Die jungen Leute beklagen sich bitter über viel zu volle Klassenzimmer, demoralisierte Lehrer und verfallene Schulen, die inzwischen kaum noch etwas anderes sind als Verwahranstalten für eine abgeschriebene Generation.“ (S. 429f)*

Wie ein moderner Enzyklopädiiker präsentiert der Autor die Entwicklungen der USA vor allem unter sozial-ökologischen Gesichtspunkten: Eindämmungsbezirke für Obdachlose, durch Freeways von anderen Viertel abgeschnitten, Ausschluss von „Paria-Gruppen“ aus dem öffentlichen Raum („Ein Fehltritt, und du bist draußen“), eine bundesweite Regelung, die es den Verwaltern staatlich subventionierter Häuser erlaubt, völlig unschuldigen Mietern zu kündigen, sobald einer ihrer Verwandten oder Besucher straffällig werden.

Der Soziologieprofessor wäre kein wirklich origineller Erzähler, wenn er sich nicht in einem ausführlichen Kapitel der fiktionalen Zerstörung von Los Angeles durch die Filmindustrie Hollywoods widmen würde. „Independence Day“ und „Twister“, die aus Wetter special effects machen. Apokalypsekinos der 1990er Jahre eben. Und die boomende Science-Fiction-Literatur in Amerika im Stile von „das Pentagon wirft Atombomben auf L.A.“ oder auch Carolyn Sees Roman „Golden Days“ über eine Atomkatastrophe, die Geschichte einer Überlebenden mit feministischem Dreh und New-Age-Kick. Während es in diesem Genre am Anfang des 20. Jahrhunderts noch Japaner waren, die Kalifornien überrannten, sind es nun Aliens und andere Außerirdische. Diese wiederum können alles sein: Die Araber, der politische Gegner, das HI-Virus, der Terrorismus. Nun ist auch der Bogen wieder geschlagen nach L.A. 1992, als während der Unruhen wegen der Affäre Rodney King die Unterprivilegierten Hollywoods in Frederick´s lasterhaftes Wäschemuseum einbrachen, um Madonnas halbseidene Schlüpfer zu klauen. (Trotz einer ansehnlichen Belohnung sei das entwendete Stück immer noch auf freiem Fuß).

Der Soziologieprofessor konnte nicht ahnen, dass das Jahr der Veröffentlichung der amerikanischen Originalausgabe, also 1998, als wärmstes Jahr seit Beginn der Wetteraufzeichnungen in die Geschichte eingehen sollte, begleitet von einem starken El Niño und außergewöhnlich extremen Wetterlagen sowie massiver Freisetzung von Kohlenstoff durch Großbrände in den Sümpfen Borneos. Von Hurrikan Katrina und deren Nachfolger, auftauenden Permafrostböden welche fast zwangsläufig Millionen Tonnen Methan freisetzen, bis hin zu abschmelzenden Polkappen war noch nicht die Rede. Immer noch ein beängstigend aktuelles Buch!

Mike Davis 1999:

Ökologie der Angst. Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe.

Verlag Antje Kunstmann, München.

ISBN: 978-3-88897-225-6.

541 Seiten. 39,00 Euro.

**Zitathinweis:** Adi Quarti: Ökologie und Katastrophen. Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1068>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.



# Schwule in der Nazi-Zeit



Michel Dufranne / Milorad Vicanović / Christian Lerolle  
Rosa Winkel

*Die Graphic Novel „Rosa Winkel“ beschreibt das Schicksal des Werbezeichners Andreas Müller, der Opfer der Nazis wurde, das KZ überlebte und nach 1945 verfolgt blieb. Seine Erfahrung lässt sich aber nicht als „kollektive“ „der Schwulen“ im NS-Staat stilisieren.*

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

Der Situation von Schwulen in der Nazi-Zeit wendet sich die aus dem Französischen übertragene Graphic Novel „Rosa Winkel“ zu. Berichtet wird die Geschichte des Werbezeichners Andreas Müller, der in den 1930er Jahren Anfang 20 ist und schwul. Er kommt in den Blick der Nazi-Justiz, schließlich ins Gefängnis und – nach einer vorübergehenden Entlassung – ins Konzentrationslager. Als einer der wenigen Überlebenden der Konzentrationslager Sachsenhausen und Neuengamme erhält er in der frühen BRD keine Entschädigung. Wegen der Verurteilung nach Paragraph 175 gilt er als Krimineller und ist bedroht, erneut verurteilt zu werden. Und selbst in den 1980er Jahren, nun lebt Andreas Müller in Frankreich, muss er Vorurteile der nicht-homosexuellen Menschen weiterhin ertragen. Seine Mutter hält hingegen zeitlebens zu ihm.

Durch die individuellen Beschreibungen ermöglichen es die Verfasser Michel Dufranne, Milorad Vicanović und Christian Lerolle dem Lesenden mit dem Protagonisten mitzufühlen. Empathie wird gestärkt und so leistet diese Graphic Novel Erinnerungsarbeit, die gerade vor dem Hintergrund der immer weniger noch lebenden Zeitzeug\_innen wichtig ist.

Die allgemeine Einbindung der Arbeit erweist sich hingegen als problematisch, weil sie ein vermeintlich uniformes Bild der männlichen Homosexuellen in der NS-Zeit liefert. Die Graphic Novel erzähle „vom lange tabuisierten Schicksal der Homosexuellen zur Nazizeit“ – so heißt es im Klappentext –, verweist auf ein allgemeines Schicksal, was Schwule in der NS-Zeit ereilt habe. Diese Sichtweise wird mittlerweile von Wissenschaftler\_innen differenziert. Wurde eine Weile, auch als Reaktion auf die Verfolgung der Homosexuellen in der BRD, eine schwule Erinnerungskultur etabliert, die homosexuelle Männer als Gruppe konstituierte, die wie die Jüd\_innen verfolgt worden sei, so muss diese Sichtweise heute revidiert werden. Im von Burkhard Jellonnek und Rüdiger Lautmann herausgegebenem wissenschaftlichen Sammelband „Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle“ (2002) hält etwa John C. Fout fest: Im „Vergleich zum jüdischen Holocaust [hat es] trotz der Verfolgung, trotz der Konzentrationslager, trotz der Ermordung von Schwulen in der NS-Zeit nie eine totale Ausmerzung der Homosexualität und keine systematische Verfolgung der Schwulen gegeben“ (Fout 2002, S. 169). Auch James D. Steakley schließt sich hier – mit Bezug zu den renommierten Homosexuellen-Forschern Günter Grau und Rüdiger Lautmann – an. Er schreibt mit Verweis auf diese Wissenschaftler im selben Band:

*„Die Gruppen, welche die Nazis als Staatsfeinde, aber nicht als rassistisch minderwertig betrachteten, wurden nicht restlos zusammengetrieben, sondern nur selektiv gefangengenommen.‘ Dies unterscheidet sich grundsätzlich von der NS-Judenverfolgung, die bis auf den letzten Mann, die letzte Frau, das letzte Kind durchgeführt werden sollte.“ (Steakley 2002, S. 66)*

Anders als bei den Jüd\_innen, die bis auf den letzten Menschen verfolgt wurden, war die Verfolgung männlicher Homosexueller nicht so stringent. Zwar wurde der Paragraph 175 durch die Nazis verschärft, aber er wurde eher angewandt, um unliebsame Gegner auszuschalten als alle Schwulen zu verfolgen. Und Fout weist nach, dass von den in Hamburg verurteilten homosexuellen Männern 50 Prozent NSDAP-Mitglieder waren. Und 90 Prozent derjenigen, „die sich im KZ, in Heilanstalten und Zuchthäusern befanden [...] stammten aus der Arbeiterschicht“ (Fout 2002, S. 172). Die übrigen 10 Prozent seien demnach Bürgerliche gewesen, die wegen Paragraph 175a – so genannter „Unzucht mit Minderjährigen“ – verurteilt wurden.

Die Forschung geht mittlerweile davon aus, dass in der NS-Zeit 50.000 Männer wegen Paragraph 175 verurteilt worden seien. Von ihnen wurden bis zu 10.000 (aktuelle genauere Schätzung sprechen von etwa 6.000) später als Rosa-Winkel-Häftlinge in ein Konzentrationslager eingeliefert – zwei Drittel überlebten es nicht. Diesen Opfern muss gedacht werden – den Überlebenden und Hinterbliebenen muss Entschädigung zukommen. Und dabei müssen auch die weitere Verfolgung von homosexuellen Männern in der BRD aufgearbeitet und die Opfer rehabilitiert und entschädigt werden.

Gleichzeitig ist die Mehrheit der Schwulen in der NS-Zeit von einer Mittäterschaft im Nazi-Staat nicht freizusprechen. Manfred Herzer hielt 1985 fest, dass

*„die große Mehrheit [der Schwulen, Anm. HV] unter anderem wegen ihrer äußerst effektiven Tarnung genau wie die anderen deutschen Männer und Frauen zu den willigsten Untertanen und Nutznießern des Nazistaates gehörte.“ (zit. nach: Steakley 2002, S. 65)*

Dieser Feststellung ist gerade in der schwulen Forschung und Diskussion in der Community Rechnung zu tragen. Sich stets als „kollektive Gruppe“ und zudem Opfer zu stilisieren und damit die Mittäterschaft von Schwulen im NS-Staat zu ignorieren, verfälscht die Tatsachen. Einen wissenschaftlich hervorragenden Ausgangspunkt für die Debatte bietet sich mit dem bereits 1977 veröffentlichten weithin reflektierten Beitrag „Der rosa Winkel in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern“ an, der im von Rüdiger Lautmann herausgegebenem Suhrkamp-Sammelband „Seminar: Gesellschaft und Homosexualität“ veröffentlicht ist. Dieser kann etwa mit den hervorragenden Arbeiten von Steakley und Fout und von Claudia Schoppmann – zu lesbischen Frauen im NS-Staat – erweitert und differenziert werden. Interessant ist so etwa die Klassen-Frage: Warum waren im NS-Staat die meisten der wegen Paragraphen 175 und 175a verurteilten Männer aus der Arbeiter-Klasse und hat es sich bei dem Protagonisten Andreas Müller der Graphic Novel also um eine bürgerliche „Ausnahme“ gehandelt?

Gleichzeitig sollten sich Schwule ins Gedächtnis rufen, dass am ehesten an Shoa-Mahnmalen der ermordeten Homosexuellen gedacht werden kann. Denn unter den ermordeten 6.000.000 Jüd\_innen waren – gemäß dem oft postulierten Proporz von 5 bis 10 Prozent Lesben und Schwulen in der Bevölkerung – viele ermordete Lesben und Schwule, die bislang in der schwulen Erinnerungskultur nicht thematisiert werden.

(Ich danke Salih Alexander Wolter und Ralf Buchterkirchen für zahlreiche gute thematische Diskussionen.)

## **Zusätzlich verwendete Literatur**

Jellonnek, Burkhard / Lautmann, Rüdiger (Hg., 2002): Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn.

Lautmann, Rüdiger / Grikschat, Winfried / Schmidt, Egbert (1977): Der rosa Winkel in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. In: Lautmann, Rüdiger (Hg.): Seminar: Gesellschaft und Homosexualität. Suhrkamp, Frankfurt a. M. S. 325-365.

\*\*

Die Rezension erscheint parallel auch in dem Oldenburger Magazin für Lesben und Schwule "Rosige Zeiten", Nr. 142. Online unter [www.rosige-zeiten.net](http://www.rosige-zeiten.net).

Michel Dufranne / Milorad Vicanović / Christian Lerolle 2012:

Rosa Winkel.

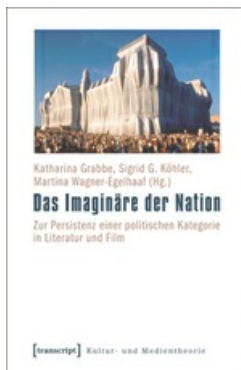
Verlagshaus Jacoby & Stuart, Berlin.

ISBN: 3-941787-79-9.

144 Seiten. 18,00 Euro.

**Zitathinweis:** Heinz-Jürgen Voß: Schwule in der Nazi-Zeit. Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1069>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.

# Bilder der Nation



**Katharina Grabbe / Sigrid G. Köhler / Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.)**

**Das Imaginäre der Nation**

Zur Persistenz einer politischen Kategorie in Literatur und Film

*Der Sammelband analysiert aufschlussreich das „Imaginäre der Nation“ in filmischen und literarischen Manifestationen.*

Rezensiert von [Selma Haupt](#)

Dass eine nationale Gemeinschaft stark von Bildern lebt, in denen sie sich selbst erfindet, erlebt und feiert oder sich abgrenzt, Andere und Anderes abwehrt oder ausschließt, konnte nicht zuletzt bei der medialen Inszenierung der (para-)olympischen Spiele beobachtet werden, in denen SportlerInnen fast ausschließlich hinsichtlich ihrer nationalen Zugehörigkeit befragt und verhandelt werden. Letztlich siegt oder verliert nicht eine SportlerIn, die einen deutschen Pass hat, sondern Deutschland selbst muss sich als Nation beweisen. Die symbolische Kraft sportlicher Ereignisse in Kombination mit dem medialen Fokus auf Bilder, die eine nationale Identifikation einfordern, zeigt sich zum Beispiel in dem Sieg einer deutschen Sportlerin einschließlich dem dazugehörigen Jubel mit umhängender deutscher Fahne so wie einem close up auf das Gesicht der Sportlerin während der Siegerehrung, deren zentrales Moment das andächtige Hören der Nationalhymne ist. Mit den historischen und gegenwärtigen Ausprägungen des Imaginären der Nation in unterschiedlichsten Medien von philosophischen Texten, über die unterschiedlichen literarischen Gattungen bis hin zu filmischen und musikalischen Darstellungen beschäftigt sich der Sammelband „Das Imaginäre der Nation“.

## Das nationale Ding

Als theoretische Grundlage dieses Bandes lassen sich zwei Texte herausstellen, die bereits in der Einleitung angeführt werden: Benedict Andersons „Imagined Communities“ und Slavoj Žižeks „Genieße Deine Nation wie Dich selbst!“. Während Andersons 1983 erschienenes Buch eher den Rahmen dafür bietet, die Nation als eine erfundene und vorgestellte zu verstehen, wird mit Žižeks Aufsatz von 1994 in fast jedem Beitrag explizit gearbeitet. Das durch Žižek mit Lacan psychoanalytisch hergeleitet „nationale ‚Ding‘“ (S. 13) scheint die AutorInnen des Bandes sehr fasziniert zu haben, ziehen sie es doch immer wieder als Interpretationsfolie heran und versuchen es entsprechend zu füllen. Nach Žižek gehe es in der Verhandlung des Nationalen immer wieder um dieses Ding, auch wenn oder gerade weil es nicht konkret benannt oder erfasst werden kann, da es eine „Leere“ (S. 200) sei.

So kann in Heinrich von Kleists „Hermannsschlacht“ die Freiheit zwar nicht das eigentliche Ding, aber als unkonkretes zumindest dessen „tautologisches Substitut“ (S. 74) sein. In Jelineks „Wolken.Heim“ wird die bedrohliche Seite des nationalen Ding offensichtlich, denn hier ist dieses als „imaginäre[s] Identifikationsmodell“ (S. 206) der nationalen Identität „nicht nur Identifikation mit den Toten, sondern führt selbst in den Tod“ (S. 206). Nach dem 11. September sei das nationale Ding, als der „American way of life“ (S. 226), so Žižek, gefährdet gewesen und habe derart zu einem erneuten Aufleben „des amerikanischen Patriotismus“ (S. 228) auch auf der weltpolitischen Bühne geführt. Selbst der Schwarm, wie ihn Frank Schätzlings Buch im Titel trägt,

kann „so ein begehrenswertes Ding“ (S. 337) der, wie Julia Bodenbug schreibt, „Imaginäre[n] kollektive[n] Identität“ (S. 337) sein. Das nationale Ding kann mithin als die symbolische Figur des gesamten Bandes verstanden werden, gleichwohl immer wieder offen bleiben muss, was es „eigentlich wirklich“ ist.

## Das Nationale im Wandel: von Herder bis Rammstein

Die zeitlich sortierten Beiträge des Sammelbandes erforschen den Wandel der neuen ebenso wie der wiederkehrenden Bilder und Varianten des Nationalen zwischen dem 18. und dem 21. Jahrhundert. Das Nationale ist die Projektions- und Identifikationsfolie, die vielfältig gefüllt, bearbeitet, verhandelt und besetzt werden muss, da sie leer, so der Bezug auf Žižek, oder zumindest brüchig, offen und vereindeutigungsbedürftig ist.

Ausgehend von Herders „nationalen ‚Hirngemälden‘“ (S. 25) zeigt Sigrid Köhler auf, dass auch im 18. Jahrhundert die „Formierung der Nation“ (S. 50) der Bilder bedurfte. Eindrückliches Beispiel hierfür ist die Hermannsschlacht vor etwa 2000 Jahren, die von Schlegel (1740/41), Klopstock (1796), Kleist (1821) und Grabbe (1838) in literarischen Werken verarbeitet und von Martina Wagner-Egelhaaf als „wirkmächtiger deutscher Nationalmythos“ (S. 56) analysiert wird. Der Herausbildung der Germanistik als Universitätswissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts widmet sich Christina Riesenweber, indem sie die von der Hagens Nibelungen-Edition aus dem Jahre 1807 mit Blick auf die wirksam werdende nationale Imagination und dessen Verknüpfung mit wissenschaftsgeschichtlichen Ereignissen untersucht. Von der Hagens Edition ziele also „nicht allein auf die Rekonstruktion eines Textes, sondern auch auf die Konstruktion der Nation“ (S. 94), indem das Nibelungenlied als zentraler, immer schon dagewesener Text für das „deutsche Selbstverständnis“ (ebd.) entworfen wird. In dem gleichen Zeitraum der französischen Besatzung deutscher Gebiete beginnt Friederike Krippners Betrachtung der Figur Luthers als neuen Nationalhelden.

Bedauerlicherweise werden im Sammelband anschließend 130 Jahre übersprungen. Der den genannten Beiträgen folgende Aufsatz befasst sich gleich mit den 1950er Jahren, also der Nachkriegszeit. Christian Schmitt zeigt auf, wie in zwei Heimatfilmen, welche „die deutschen Jäger“ (S. 132) lebendig werden lassen, das Kino zum willkommenen, da scheinbar unproblematischen Fluchtort der Nachkriegsbevölkerung wird. Mit der spannenden Frage, wie die „DEFA als staatliche Filmgesellschaft der DDR im Auftrag der sozialistischen Kulturpolitik dazu [kam], sich im Western-Genre – dem Genre des US-amerikanischen Mythos – zu versuchen“ (S. 165, Herv. i. O.) zeigt Katharina Grabbe anschaulich und einleuchtend auf, wie der „Indianer in die DDR“ (ebd.) kam. Anschließend wird der zweite zeitgeschichtliche Sprung in der Zusammenstellung der Texte vorgenommen: Die letzten fünf Beiträge widmen sich Jelineks Theaterstück „Wolken.Heim“ (1990), Hamids (2008) und Žižeks Bearbeitung des 11. Septembers 2001 (2002), der Rammstein-Lieder „Stripped“ (1998) und „Amerika“ (2004), dem Fernsehfilm „Die Flucht“ (2007), der Begründungsdebatte um Christian Klar (2007) und Schätzing's Roman „Der Schwarm“ (2005).

## Die Vielfalt der ImagiNationen

Anhand des „DEFA-Indianers“ und Jelineks „Nationaltheater“ soll die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Vorstellungswelten der Nation, der ImagiNationen, deutlich werden.

Ausgehend von der historischen Bedeutung „des Indianers“ als Figur eines spezifisch deutschen Imaginären“ (S. 165) diskutiert Grabbe den „DEFA-Indianer“. Diese Figur, so Grabbe, biete gerade als ein „Bild ohne Original“ (S. 170) mit seiner Offenheit die ideale Projektionsfläche für immer wieder neue Verhandlungen des Nationalen. Der „DEFA-Indianer“, so überzeugt die Autorin, musste geschaffen werden, um den Karl May-Verfilmungen in der BRD etwas entgegen zu setzen. In diesen sei Old Shatterhand der gute Weiße, mit dem sich jedeR identifizieren könne. Dem ‚Indianer‘ komme hier die Rolle des harmlosen aber schutzbedürftigen Freundes zu. Ganz anders

die DEFA-Version. Hier sind ‚die Indianer‘ als rote Männer die sozialistischen Genossen, die gemeinsam gegen Kapitalismus und Besatzung kämpfen. In der DEFA-Verfilmung „Chingachgook, die große Schlange“ (1967) gibt es jedoch noch eine spannende Wendung, da der alte Häuptling am Ende des Films den vielsagenden Namen „Gespaltene Eiche“ (S. 185) trägt. Auf diese Weise, so Grabbe, „wird die Eiche, als *der* deutsche Baum und als Metapher für Deutschland oder konkreter, für die deutsche Nation aufgerufen“ (ebd.). Am Ende des Films bleibt das Bild der „Zwei Stämme – eine Nation“ (S. 186), das deutlich an Willy Brandts Rede von zwei Staaten und einer Nation erinnert und sich derartig in die politische Lage einfügt. So wird einsichtig, warum die Figur des Indianers sowohl in der BRD als auch in der DDR erfolgreich für nationale Projektionen verwendet werden kann.

Ganz anders das, dem Titel zufolge scheinbar so gemütliche, „*Wolken.Heim*“ Elfriede Jelineks. Das nur knapp 30 Reclam-Seiten umfassende Theaterstück kommt völlig ohne Regieanweisungen oder Figuren aus, es wird nur in einem zunächst unbekanntem „Wir“ gesprochen. Abschließend gibt Jelinek den Hinweis, dass die verwendeten Texte unter anderem Hölderlin, Hegel, Heidegger, Fichte, Kleist und aus den Briefen der RAF von 1973 bis 1977 entnommen sind. Matthias Schaffrick macht jedoch deutlich, dass sich ihr Text nicht durch eine Rekonstruktion der Zitate erschließen lässt. Vielmehr zeigt er in der Analyse der sprachlichen Strukturen des Textes auf, wie sich *Wolken.Heim* einer „diskursiv geordneten Erinnerung“ (S. 213) widersetzt und vielmehr die Brüchigkeit derselben offen legt und mit faszinierender Klarheit in Worte fasst. Dass sei umso beachtlicher, als der „Einheit der Nation“ „die Uneindeutigkeit der Sprache“ (S. 219f), ihrer eigenen Sprache, immer schon gegenüber stehe. In der unentrinnbaren „sprachlichen Ambiguität“ (S. 220) scheitert immer wieder die nationale Erzählung, die weder der Vergangenheit noch der Gegenwart habhaft werden kann. Dass *Wolken.Heim* kein behagliches nationales Bild vermittelt, sondern vielmehr zerstörerisches, aggressives und tödliches Potential offenlegt, macht auch Schaffricks Verknüpfung der verwendeten RAF-Texte mit dem Gefängnis Stammheim deutlich, an die der Titel des „Nationaltheaters“ (S. 219) zumindest erinnert.

## Die Persistenz der Nation

Das bereits im Titel gegebene Versprechen, die Beharrlichkeit des Nationalen zu erforschen, hält das Buch ein. Es zeigt detailliert und schlüssig die Persistenz der Nation auf. Die Beiträge bieten neben einigen, die weniger explizit nationale Bezüge verfolgen, genug Beispiele gelungener Analysen und schärfen die Aufmerksamkeit für die Widersprüchlichkeit, Wirkmächtigkeit und Beständigkeit des Nationalen im vielfältigen Material der gesellschaftlichen Imagination. Wünschenswert wären weitere Analysen dieser Art, die einerseits Material aus den hier nicht abgesteckten historischen Perioden bearbeiten und andererseits nicht, wie in der vorliegenden Sammlung fast ausschließlich, den gleichen Text (Žižeks „Genieße deine Nation“) als Argumentationsfolie heranziehen.

Die Lektüre der Beiträge des Sammelbandes kann jeder/m empfohlen werden, die die Bedeutung des Nationalen in einer globalisierten Welt nicht schwinden sieht. Die Texte liefern ausreichend anschauliches Beispiel- und Argumentationsmaterial und regen zudem dazu an, eigene Nachforschungen in filmischem und literarischem Material zu beginnen.

Katharina Grabbe / Sigrid G. Köhler / Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.) 2012:

Das Imaginäre der Nation. Zur Persistenz einer politischen Kategorie in Literatur und Film.

Transcript Verlag, Bielefeld.

ISBN: 978-3-8376-1981-2.

354 Seiten. 34,80 Euro.

**Zitathinweis:** Selma Haupt: Bilder der Nation. Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012.  
URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1070>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.



# Die Politik der Schulden



**David Graeber**  
**Schulden**  
Die ersten 5000 Jahre

*David Graeber schreibt eine Genealogie der Schulden und eröffnet neue Perspektiven auf die gegenwärtige Krise.*

Rezensiert von [Moritz Altenried](#)

*„Olafs Problem sind die Schulden – Olaf ist das Problem der Familie“ (RTL, Raus aus den Schulden)*

*„Innerhalb des neoliberalen Schuldendiskurses wird der Klassenwiderspruch zu einem vermeintlich zentralen Generationenwiderspruch verschoben. Die Frage ist, wessen Kindern und Enkeln Schulden oder Eigentumstitel und damit Ansprüche auf den zukünftig zu erarbeitenden Reichtum hinterlassen werden“ (Gruppe Soziale Kämpfe 2012)*

Schulden als polit-ökonomisches Problem sind nicht neu. Noch nicht einmal die Herrschaft durch Schulden, wie sie durch die Troika in Griechenland durchgesetzt wird ist neu – Schulden sind seit tausenden von Jahren ein Instrument von Herrschaft. Die gegenwärtige Krise des Kapitalismus ist auch eine Schuldenkrise und sie ist es in besonderem Ausmaß. Die Rolle von Schulden ist dabei vielfältig, eine zentrale Bedeutung kommt aber der gewaltigen Umverteilung von unten nach oben in Folge der Vergesellschaftung von Schulden durch die sogenannten Bankenrettungen zu. Schulden sind zu einem zentralen politischen, diskursiven wie ökonomischen Herrschaftsinstrument geworden. Die neoliberale Sachzwanglogik, welche nicht nur in Südeuropa brutale Austeritätsmaßnahmen zur Folge hat, findet ihre Erstbegründung mittlerweile in den Schulden der entsprechenden Staaten. Sie bilden den institutionellen Hebel, um demokratische Entscheidungsprozesse faktisch auszusetzen und die Errungenschaften des Wohlfahrtsstaates zu zerstören. Doch nicht nur Staaten sondern auch Privatpersonen kämpfen mit der wachsenden Schuldenlast. Olaf aus der RTL-Serie „Raus aus den Schulden“ ist mit seinen finanziellen Problemen, die er – wie ihm der RTL-Schuldnerberater moralisierend erklärt – nur lösen kann, wenn er sein Leben grundlegend ändert, nicht allein: Private Schulden sind in gigantischem Ausmaß verbreitet. So liegen etwa die privaten Schulden amerikanischer Haushalte bei 13.970 Milliarden Dollar, in Deutschland sind es 1.550 Milliarden.

## Ein zeitgemäßes Buch

Genau deshalb hat David Graeber mit „Schulden. Die ersten 5000 Jahre“ ein zeitgemäßes Buch geschrieben, das, so bleibt zu hoffen, die Politisierung der Schuldenfrage von links nachhaltig bestärkt. Doch noch begeisterter als die Linke (in der sich auch Kritik an Graebers Buch findet) reagiert, zumindest in Deutschland, das bürgerliche Feuilleton. Frank Schirmacher feiert das Buch in der FAZ als „Befreiung“, der Spiegel bringt einen Vorabdruck des Buches, sein Autor ist in zahlreichen Fernsehsendungen zu Gast und das Buch wird – wenig überraschend – zum Verkaufsschlager. Dies hat sicherlich verschiedene Gründe. Einerseits gilt Graeber als Kopf der Occupy-Bewegung und befriedigt das mediale Bedürfnis nach „Anführern“ oder zumindest



„Chefdenkern“. Andererseits, und darauf hat etwa Sebastian Friedrich hingewiesen, gibt es im bürgerlichen Lager anlässlich der Krise eine Debatte um die Reorganisation des Kapitalismus (Friedrich 2012). Hier wird die Bezugnahme auf linke Kritik teilweise strategisch und zur Vereinnahmung genutzt. Auch auf [kritisch-lesen.de](http://kritisch-lesen.de) wurde sich bereits mit zwei anderen Büchern von Graeber in Rezensionen von Torsten Bewernitz ([#19](http://kritisch-lesen.de)) und Sara Madjlessi-Roudi ([#19](http://kritisch-lesen.de)) mit dem „Phänomen Graeber“ auseinandergesetzt. Gründe genug, um einen genaueren Blick auf das gefeierte Buch David Graebers zu werfen.

## Moral und Ökonomie

Einleitend fragt der in London lehrende Anthropologe und Aktivist nach dem Zusammenhang zwischen ökonomischen Beziehungen und moralischen Systemen – eine Verflechtung, die bereits in der Vieldeutigkeit der Wörter Schuld und Schulden zu finden sei. Für Graeber gilt es herauszufinden, wie die Sprache des Marktes sämtliche sozialen Beziehungen zu durchdringen vermochte, wie moralische Versprechen und Verpflichtungen zwischen Menschen zu Schulden werden konnten. Die Kurzfassung der Antwort, so viel sei vorweggenommen, liegt in der „Fähigkeit des Geldes, Moral in eine Sache unpersönlicher Arithmetik zu verwandeln“ (S. 20), wobei diese Verwandlung immer mit Gewalt durchgesetzt wurde. Versprechen werden zu Schulden und damit zu quantifizierbaren und handelbaren Objekten. Deswegen, so Graeber, müssen die Geschichte der Schulden und die Geschichte des Geldes zusammen erzählt werden.

Folglich beginnt der Anthropologe mit einem Angriff auf den großen „Gründungsmythos der Wirtschaftswissenschaften“ (S. 31), die Geschichte der Transformation des Tauschhandels zur Geldwirtschaft. Er weist darauf hin, dass alle gängigen Lehrbücher der Wirtschaftswissenschaften eine, höchstens leicht abgewandelte Urszene skizzieren: wahlweise sind es amerikanische Natives oder englische Bauern, denen der Tauschhandel zu unpraktisch wird, weswegen sie das Geld erfinden. Erst aus dem Geldsystem, so die gängige Erzählung, entstehen Schulden. Dieser Gründungsmythos, das möchte Graeber unter Rückgriff auf umfangreiche anthropologische Studien zeigen, ist eine Erfindung: Kreditsysteme existierten bereits vor der Verbreitung von Geld. Auf sie verweisen bereits 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung mesopotamische Keilschriften. Aus diesem Grund, so Graebers provokante These, erzählen die Wirtschaftswissenschaften „die Geschichte des Geldes genau verkehrt herum. Wir fingen nicht mit Tauschhandel an, entdeckten dann das Geld und entwickelten schließlich Kreditsysteme. Was wir heute virtuelles Geld nennen, war zuerst da.“ (S. 47)

Ausgehend von diesem ersten erwiesenen Auftauchen eines Kreditsystems schreibt Graeber daher seine Genealogie der Schulden, in der er auf eine beeindruckende Fülle anthropologischen Materials zurückgreift. Schulden waren, so Graeber, seit jeher ein zentrales Feld gesellschaftlicher Auseinandersetzungen:

*„Wenn ein offener Konflikt zwischen Klassen entbrannte, fand er im Lauf der Geschichte meistens Ausdruck als Forderung nach Schuldenerlass – nach Befreiung aller, die sich in Schuldknechtschaft befanden, und üblicherweise nach einer Neuverteilung des Landes.“ (S. 93)*

Auf die Kritik an den Wirtschaftswissenschaften folgt eine alternative Geschichte des Geldes und der Schulden: Auf über 400 Seiten (dazu kommen noch einmal rund 100 Seiten mit Anmerkungen und Literatur) spannt Graeber ein beeindruckendes historisches Panorama von Mesopotamien bis zum Zeitalter der kapitalistischen Imperien. Den letzten Teil des Buches bildet eine kürzere Betrachtung der aktuellen Situation, die mit der Aufgabe des Goldstandards 1971 beginnt.

## Grundprinzipien der Ökonomie und Ökonomie als Krieg

Angesichts der Fülle des anthropologischen Materials ist es mitunter schwierig, die Thesen des Autors im Auge zu behalten. Dabei hat Graeber durchaus grundlegende Gedanken zum

Funktionieren ökonomischer Systeme. Im fünften Kapitel etwa entwickelt er drei Grundprinzipien auf denen ökonomische Beziehungen gründen können: Kommunismus, Austausch und Hierarchie. Mit Kommunismus meint Graeber Beziehungen zwischen Menschen, die auf Zusammenarbeit und Kooperation basieren; er beschreibt also einen „elementaren Kommunismus“ (S. 104), der bis zu einem gewissen Grad in allen Gesellschaften anzutreffen sei. Damit grenzt er seinen Begriff des Kommunismus von der gängigen Verwendung ab. Seine These ist dabei, dass „alle gesellschaftlichen Systeme und sogar Wirtschaftssysteme (...) immer auf einem Fundament von real existierendem Kommunismus errichtet“ wurden (S. 101). Die Anschlussfähigkeit dieser Überlegung an gegenwärtige Debatten um die *commons* und Neoliberalismus als „Sozialismus des Kapitals“ wäre zu diskutieren (Marazzi 2012; Rezension in [#17](http://kritisch-lesen.de)). Das zweite Prinzip, das des Austausches, sieht Graeber historisch in sehr unterschiedlichen Formen ausgeprägt. Während das Prinzip der Äquivalenz bekannt ist, weist er darauf hin, dass in vielen Gesellschaften Tauschökonomien geradezu umgekehrt darauf basier(t)en, dass die ausgetauschten Dinge eben *nicht* von gleichem Wert sind (beispielsweise Schenkökonomien). Während Tauschökonomien zumindest auf potenzielle Gleichheit der am Tausch Teilnehmenden ausgerichtet sind, beruhen hierarchische ökonomische Prinzipien auf dem Prinzip der Ungleichheit und führen daher zu Ausbeutung. Auch wenn diese Modalitäten in der gesellschaftlichen Realität nicht in ihrer Reinform sondern immer als Mischformen auftreten, so wird besonders der Aspekt der Hierarchie in Graebers Erzählung zentral.

Zu den stärksten Passagen des Buches gehört die Verbindung der Geschichte ökonomischer Beziehungen mit der von Sklaverei und Krieg. Graeber beschreibt eine Vielzahl von Wirtschaftssystemen, die er als „humane Ökonomien“ bezeichnet, die ohne Geld und ohne Märkte funktionieren. *„In humanen Ökonomien ist Geld kein Mittel um Menschen zu kaufen oder zu verkaufen; sondern eine Möglichkeit zum Ausdruck zu bringen, dass man dies eben nicht tun kann.“* (S. 218f, Herv. i. O.). Am Beispiel der Sklaverei zeigt er dann, wie Menschen erst zu Waren werden konnten, indem sie gewaltsam aus ihrem sozialen Kontext gerissen wurden. Kommodifizierung ist folglich laut Graeber immer auf Gewalt aufgebaut, dies gilt nicht nur für den Handel mit Menschen. Darüber hinaus, so Graeber, ist auch das Münzgold ein Produkt des Krieges. Staaten entwickelten Münzgold, um ihre Armeen zu bezahlen; in Friedenszeiten kehrten die Menschen dann oftmals zu Kreditsystemen zurück. Gleichzeitig finanzierten (und finanzieren) die entstehenden modernen Nationalstaaten ihre Kriege über den Verkauf von Staatsanleihen. Sie legten so die Grundlage für die moderne Form des Geldes.

In Folge von Krieg und Kolonialismus entwickelte sich der von Graeber so getaufte moderne „Militärische Münzgold- und Sklaverei-Komplex“ (S. 261). Hiermit wird betont, dass sich der Kapitalismus global nur auf dem Rücken der unfreien Arbeit, insbesondere der Sklaverei, entwickeln konnte. Seine These, dass Kapitalismus „nie hauptsächlich auf der freien Arbeit beruhte“ (S. 368), changiert in ihrer Begründung allerdings zwischen dem Argument, dass Lohnarbeit oftmals nicht wirklich als freie Arbeit bezeichnet werden könne und dem, dass sie selten die dominierende Form der Arbeit sei. Jedenfalls besteht, so Graeber „seit jeher ein Eigentümliches Nahverhältnis zwischen Lohnarbeit und Sklaverei“ (S. 370). Graeber schreibt hier eine Geschichte eines Kapitalismus, der auf Krieg, Staatsschulden und Sklaverei aufbaut. Die Entwicklung der Industrialisierung, die spezifische Form von Lohnarbeit oder Kapital sind für ihn sekundär und Klassenverhältnisse vor allem als Schuldner-Gläubiger-Verhältnisse von Interesse. Dies mündet in die These vom gängigen Bild des Kapitalismus als einer kaum verwirklichten Utopie, die sich bei ihrer Einlösung selbst abschaffen würde.

## **Kapitalismus und seine Anderen**

David Graeber gelingt es aufzuzeigen, dass Schulden historisch immer wieder Herrschaftsinstrument waren und wie aus Schuldenkrisen Dynamiken entstanden, die die Geschichte der Ökonomie entscheidend veränderten. Die anthropologische Herangehensweise – oder besser, seine spezifische Version dessen – zeigt deutlich, wie unterschiedlich Menschen gelebt

und gewirtschaftet haben und es noch immer tun. Damit eröffnet sich eine Potenzialität, die die scheinbare Naturgesetzlichkeit des Kapitalismus fundamental in Frage stellen kann, auch wenn dies nicht dazu verführen sollte, vorkapitalistische Gesellschaften als Utopien zu stilisieren. Auch Graebers Erzählung des Fundaments von Sklaverei und Kolonialismus, das die kapitalistische Entwicklung ermöglichte, ist überzeugend. Die zahlreichen Formen unbezahlter, nicht direkt Mehrwert produzierender und ihre Funktion im gegenwärtigen Kapitalismus verdienen mehr Aufmerksamkeit – worauf vor allem die feministische und postkoloniale Literatur seit längerem verweist. An Graebers Analyse des Kapitalismus entzündet sich allerdings auch die Kritik von links (zum Beispiel Stützle 2012 und Wildcat 2012). Der Fokus des Buches liegt auf der Geschichte der Schulden, deswegen werden Formen der Produktion und Arbeit nur am Rande thematisiert. Auch wenn es einfach ist, Autoren, das was sie *nicht* geschrieben haben, vorzuwerfen, wäre eine tiefere Auseinandersetzung mit marxistischen Kategorien durchaus wünschenswert, auch um Differenzen klar zu ziehen.

„Schulden“ ist zugänglich geschrieben, kommt weitgehend ohne Fachtermini aus und breitet dabei eine Fülle an teilweise sehr unterhaltsamem anthropologischem Material aus. Graeber bezieht eine klare antikapitalistische Haltung, auch deswegen kann man ihm seine Vereinnahmung durch das bürgerliche Feuilleton kaum vorwerfen. Das Buch und die folgende Debatte haben zur Politisierung der Schuldenkrise von links beigetragen, auch wenn sich Graeber mit konkreten Alternativen zurückhält. Erst auf der allerletzten Seite schlägt er ein Ablassjahr nach biblischem Vorbild vor. Denn auch heute müssten nicht alle ihre Schulden zurückzahlen, schließlich wurden die verschuldeten Banken mit einem gigantischen Ablass gerettet. Graeber schlägt entsprechend eine Verallgemeinerung dieser Befreiung von Schulden vor. Eine sympathische Idee, auch weil sie, wie das gesamte Buch, gegen den ökonomischen Mainstream gedacht ist. Allerdings, und das weiß auch Graeber, wird diese Maßnahme nicht reichen. Es muss vielmehr darum gehen, diejenigen Umstände zu beseitigen, die Millionen von Menschen zwingen, sich zu verschulden. Ändern sich diese grundlegenden Strukturen nicht – und das gilt für Olafs Misere genauso wie für die Bankenkrise – beginnt das Spiel von vorne. Nicht umsonst legt das Alte Testament ein Sabbatjahr, also einen Schuldenerlass, im Sieben-Jahres-Rhythmus fest.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Gruppe Soziale Kämpfe 2012: Krise und Herrschaft durch Schulden. In: Arranca 45 (März 2012). Online [hier](#)

Friedrich, Sebastian 2012: Sprung nach Links? Zu den jüngsten Wendungen im FAZ-Feuilleton. In: DISS-Journal Nr. 23 (2012). S. 35-37. Online [hier](#)

Marazzi, Christian 2012: Sozialismus des Kapitals. Zürich: Diaphanes

Stützle, Ingo 2012: Schuld und Sühne. In David Graebers Buch „Schulden - Die ersten 5000 Jahre“ fehlt die Kapitalismusanalyse. In: Analyse und Kritik Nr. 572 (19.05.2012). Online [hier](#)

Wildcat 2012: Kein Interesse außer dem, zu atmen. Online [hier](#)

David Graeber 2012:  
Schulden. Die ersten 5000 Jahre. 7. Auflage.  
Verlag Klett-Cotta, Stuttgart.  
ISBN: 978-3608947670.  
600 Seiten. 26,95 Euro.

**Zitathinweis:** Moritz Altenried: Die Politik der Schulden. Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1071>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.



# Petersburg 1917/18 ... und der Triumph ist das Ende



**Alexander Rabinowitch**

Die Sowjetmacht

Das erste Jahr

*In einem akribischen Werk vermittelt der Historiker Rabinowitch wunderbar die Unübersichtlichkeit revolutionärer Umbrüche.*



Rezensiert von [Philippe Kellermann](#)

Der große Chronist der anarchistischen Bewegung Max Nettlau erwähnte einmal, dass seine Forschungen ihn zu dem „weitgehendsten Nicht-glauben an all und jede Geschichte“ geführt hätten, denn: „Die Wirklichkeit ist immer anders“ (zit. n. Becker 1993: XXI). Und nach der Lektüre des ausgezeichneten Buches des US-amerikanischen Historikers Alexander Rabinowitch über „Die Sowjetmacht“ kann man Nettlau nur zustimmen. Exzellent führt Rabinowitch den/die LeserIn über gut 500 Seiten durch die Komplexität des ersten Jahres der „Sowjetmacht“ in Petrograd.

Ausgangspunkt seiner Beschäftigung sind Fragen, die sich aus seinen älteren Untersuchungen ergaben:

*„Wenn der Erfolg der bolschewistischen Partei 1917, soviel schien klar, wenigstens zum Teil ihrem offenen, relativ demokratischen Charakter und Handeln zu verdanken war, wie war dann zu erklären, dass sich diese Partei so schnell in eine der am stärksten zentralisierten und autoritärsten politischen Organisationen der Neuzeit verwandelte? Und weiter, wenn die Sowjets 1917 zutiefst demokratische Organisationen waren, Organe der Volksherrschaft in embryonaler Form, wie es die Ergebnisse meiner Untersuchungen nahelegen, welche Faktoren führten dann dazu, dass ihre Unabhängigkeit wie auch die anderer Massenorganisationen in so kurzer Zeit zerstört wurde? Die vielleicht entscheidendste Frage lautete: Wenn ein großer Teil der unzufriedenen Unterschicht Petrograds, die den Sturz der provisorischen Regierung anführte und den Bolschewiki die Machtergreifung leicht machte, eine egalitäre Gesellschaft und ein demokratisch-sozialistisches politisches System anstrebte, das Platz für viele Parteien bieten sollte, und wenn – auch das belegen meine Studien – viele bekannte Bolschewiki dieses Ziel ebenfalls verfolgten, wie lässt sich dann erklären, dass diese Ideale in so kurzer Zeit ausgehöhlt wurden und die autoritäre bolschewistische Herrschaft sich derart verfestigen konnte?“ (S. Xf.)*

Von dieser Fragestellung her widmet sich Rabinowitch mit wunderbarer Akribie den verwirrenden und komplexen Prozessen, die sich im Petrograd vom Oktober 1917 bis Ende 1918 zugetragen haben. Im Durcheinander und Gegeneinander der Instanzen und AkteurInnen wird einem bisweilen schwindlig. Dies ist dem aber Buch zugute zu halten, verweist es doch auf das, was *wirkliche* Geschichte ausmacht: Komplexität.

Unterteilt ist das Buch in vier umfangreiche Teile: Von der „Niederlage der Gemäßigten“ über die Frage nach „Krieg oder Frieden?“ und die „Sowjetmacht am Rande des Abgrunds“ hin zu „Revolutionsfeiern im Zeichen des Terrors“.

## Konfliktlinien

Im Kern kreisen Rabinowitchs Ausführungen immer wieder um zwei große Konfliktlinien: Zum Einen das Verhältnis zwischen den Bolschewiki und den Linken SozialrevolutionärInnen, die sich eben erst in Abkehr von der Sozialrevolutionären Partei konstituiert hatten und die auf eine Vertiefung des revolutionären Prozesses, das heißt eine Weiterreibung derselben über die menschwistische Vorstellung einer konstitutionell-demokratischen Republik hinaus drängten.

Die Linken Sozialrevolutionäre waren dabei in einer schwierigen Situation. Einerseits kritisierten sie von Anfang an die Bolschewiki dafür, in „rein bürgerlichen Formen der politischen Revolution“ verhaftet zu sein (Mstislawski zit. n. S. 106). Andererseits fühlten sie sich als junge Partei noch schwach, sahen in den Bolschewiki die Urheber des revolutionären Oktobers und wollten sich deshalb nicht gegen sie stellen. Bemüht darum, „von innen heraus mäßigend auf sie einzuwirken“ (S. 120) arbeiteten beide Parteien bis zum heftig umstrittenen Friedensvertrag von Brest-Litowsk – in Petrograd auch darüber hinaus – zusammen, wobei Rabinowitch die immer heftiger werdenden Differenzen wie folgt umschreibt:

*„Für die bolschewistische Führung lag die Antwort auf den anhaltenden wirtschaftlichen und politischen Verfall und auf die Bedrohung durch äußere und innere Feinde in Diktatur, Zentralisierung, Heranziehung bürgerlicher Spezialisten sowie ehemaliger Offiziere und in der Verlängerung der ‚Atempause‘ des Brester Vertrags um nahezu jeden Preis. Den Linken Sozialrevolutionären hingegen war diese Politik ein Gräuel. Sie hingen dem Ideal einer Selbstverwaltung der Arbeiter und Bauern durch demokratische Sowjets an und hielten einen weltweiten Volksaufstand für die einzige Überlebenschance der russischen Revolution.“ (S. 357f)*

Zum Bündnis und dessen schließlichem Scheitern hält Rabinowitch – dabei auch die wichtigen Differenzen zwischen den Verhältnissen in Petrograd und Moskau vor Augen – fest:

*„Das eminent wichtige Bündnis zwischen Bolschewiki und Linken Sozialrevolutionären in Petrograd wurde durch Ereignisse in Moskau zerstört. Mit geschwellter Brust gingen nationale Führer der Linken Sozialrevolutionäre daran, den Fünften Gesamtrussischen Sowjetkongress zu nutzen, um eine veränderte Politik in den Bereichen zu erreichen, in denen sie mit den Sowjets nicht übereinstimmten. Erst nachdem die Bolschewiki durch Wahlbetrug eine große Mehrheit der Delegierten hinter sich hatten, setzten die Linken Sozialrevolutionäre ihren törichten und unausgegorenen Plan für den Notfall um: die Ermordung des deutschen Botschafters in Moskau, Graf Wilhelm Mirbach. Sie hofften, der Mord würde die Deutschen veranlassen, die Feindseligkeiten gegen Russland wieder aufzunehmen, und damit den Brester Frieden hinfällig machen. Der Beginn der zweiten Schlacht an der Marne, die die Deutschen im Westen in die Defensive drängte, und das schnelle Handeln Lenins machten diese Hoffnung zunichte. Lenin setzte die brutale Unterdrückung der Linken Sozialrevolutionäre in der Hauptstadt ins Werk. Die sowjetischen Behörden in Petrograd wussten, dass die Petrograder Linken Sozialrevolutionäre von der Ermordung Mirbachs völlig überrascht wurden; dennoch unterwarfen sie sich kontraproduktiven Anweisungen aus Moskau: Sie zwangen die Führer der Linken Sozialrevolutionäre in den Untergrund, führten einen erfolgreichen Militärschlag gegen deren bewaffnete Kräfte, auf deren Hilfe sie bisher gebaut hatten, und sorgten dafür, dass Linke Sozialrevolutionäre auf allen Ebenen der Petrograder Regierung aus verantwortungsvollen Posten verdrängt wurden. (...) Rückblickend geht man wohl nicht fehl, im Ende der Zusammenarbeit zwischen Bolschewiki und Linken Sozialrevolutionären auf nationaler Ebene historische Weichenstellungen zu erblicken, die mehr als nur den Wendepunkt des sowjetischen politischen Systems zu einer Einparteiendiktatur kennzeichnen. Die Linken Sozialrevolutionäre stellten für die Sowjetmacht ein äußerst wichtiges Band zur ländlichen Bevölkerung dar. Ein Fortbestehen des Bündnisses zwischen Bolschewiki und Linken Sozialrevolutionären hätte wohl bewirkt, dass der russische Bürgerkrieg entschieden weniger Opfer gefordert hätte.“ (S. 535f)*

Zum Anderen wendet sich Rabinowitch den Konflikten innerhalb der bolschewistischen Partei zu. Immer wieder verweist er auf weitreichende Differenzen und beklagt besonders, dass die historische Forschung den „gemäßigten Bolschewiki bisher zu wenig Beachtung geschenkt“ habe (S. 526). Neben diesen, die von den „Leninisten“ verdrängt worden seien (S. 158), gäbe es noch die „Linkskommunisten“ um Bucharin, auf die die Linken SozialrevolutionärInnen ihre Hoffnungen gesetzt hatten, welche aber in entscheidenden Momenten der Parteidisziplin den Vorzug gaben und so den Siegeszug der LeninistInnen begünstigten.

Wie weitreichend im konkreten Fall die unterschiedlichen Strömungen sich auch auf die Politik der Bolschewiki auswirkten, macht der Vergleich der Moskauer und Petrograder Tscheka deutlich. So konnte sich der Chef der Petrograder Geheimpolizei, Urizki, bis zu seiner Ermordung erfolgreich gegen Weisungen aus Moskau – dorthin waren die (terroristischen) Hardliner um Lenin im Gefolge der Bedrohung der Stadt durch die Konterrevolution im Frühjahr 1918 Hals über Kopf geflohen – zur Wehr setzen. In Moskau hingegen wütete der „rote Terror“, von Lenin gedeckt (S. 465f), der Urizkis Zurückhaltung „unerträglich“ empfand (Lenin zit. n. S. 423). Dass die Ermordung Urizkis nicht nur den „vielversprechenden Bemühungen, die P[etrograder]Tscheka aufzulösen, ein Ende“ setzte (S. 423), sondern Sinowjew Vorwand und Möglichkeit gab, nun auch in Petrograd eine verschärfte Gangart in Szene zu setzen, gehört wohl zu den tragischsten Momenten, über die Rabinowitchs Buch zu berichten weiß.

## Fazit

Es fällt schwer, ein einfaches Fazit aus der Untersuchung Rabinowitchs zu ziehen. Vielleicht liegt der Wert des Buches gerade darin, dass man sich dem Material in seiner Sperrigkeit stellen muss und nicht mit einer einfachen Geste *die* Antwort geben zu können meint. Dies umso mehr, da im Grunde Fragen, Probleme und politische Konzepte im Zentrum stehen, die für eine linke Politik immer wieder (kritisch) zu thematisieren sind. Es ist überdies im Kopf zu behalten, dass hier nur ein winziger Ausschnitt aus diesem von Material strotzenden Buch dargestellt werden konnte.

Allem (berechtigten) Fokus auf die „Verhältnisse“ und „Umstände“ zum Trotz zeigen die Ausführungen Rabinowitchs jedenfalls den bisweilen erstaunlichen Einfluss, den Personen in den Wirren der Zeiten ausüben können. An einer Stelle erklärt Rabinowitch:

*„Der wichtigste Faktor war jedoch zweifelsohne Lenin (mit Unterstützung Trotzki) – sein festes Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Einschätzung der revolutionären Lage in Russland und weltweit, sein eiserner Wille und seine unerschütterliche Entschlossenheit, seine Ziele entgegen jeglicher Stärke der Opposition zu erreichen, seine herausragende politische Begabung und seine Freiheit von jeglichen Skrupeln. Gewiss wurde die Oktoberrevolution in Petrograd vom Volk getragen, doch die politischen Ereignisse, die sich vom 25. Oktober bis 4. November 1917 in dieser Stadt abspielten, sind ein Beleg für die bisweilen entscheidende Rolle des Individuums in der Geschichte.“ (S. 71)*

Diese Ausführungen, auf den Oktober bezogen, lassen sich – mit Vorsicht – etwas verallgemeinern. Denn es ist nicht zuletzt die kaum begreifliche Autorität Lenins, die sich immer wieder – aller Rückschläge zum Trotz – durchzusetzen vermag und die, zusammen mit Trotzki, das ganze Unheil in Habitus und Strategie des Bolschewismus verkörpert und personifiziert. Nicht um Lenin und Trotzki die alleinige Schuld zu geben, aber um deren Einfluss zu verstehen, müsste man sich näher mit dem komplexen Verhältnis von Sendungsbewusstsein, Willensstärke, erfolgreich instrumentalisierte Parteidisziplin, Verfügung über materielle Mittel und Deutungshoheit über die politische Situation beschäftigen.

Nicht zuletzt deshalb machen die revolutionären Geschehnisse in Russland deutlich, wie wichtig es ist, einen Raum zu erkämpfen und zu verteidigen, der von keiner/m der Beteiligten monopolisiert werden darf. Denn, wie schon Volin erklärte:

*„Auf sozialem Gebiet kann niemand die ganze Wahrheit für sich allein beanspruchen, kann niemand von sich behaupten, er irre sich niemals im Weg. Diejenigen, die das behaupten – ob sie sich nun ‚Sozialisten‘, ‚Kommunisten‘, ‚Anarchisten‘ oder sonstwie nennen – zerschlagen, wenn sie mächtig und stark geworden sind, mit diesem Anspruch alle anderen Ideen und errichten zwangsläufig eine Art soziale Inquisition, die wie jede Inquisition alle Wahrheit, alle Gerechtigkeit, allen Fortschritt, das Leben, den Menschen, selbst den Atem der Revolution erstickt.“ (Volin 1947: S. 186, Herv. i. O.)*

Rabinowitchs Buch ist unbedingt zu empfehlen. Dass ein anscheinend Trotzki nicht abgeneigter Verlag es in Deutschland publizierte, ist anerkennend hervorzuheben, schneidet der Revolutionsführer doch (zu Recht) keineswegs gut ab.

## **Zusätzlich verwendete Literatur**

Heiner Becker (1993): Einleitung. In: Max Nettlau (1925): Der Vorfrühling der Anarchie. Seine historische Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1864. Münster: Bibliothek Thélème. S.VII-XXXII.

Volin 1947: Die unbekannte Revolution. Band 1. Hamburg: Verlag Association, 1975.

Alexander Rabinowitch 2010:  
Die Sowjetmacht. Das erste Jahr.  
Mehring Verlag, Essen.  
ISBN: 978-3-88634-090-3.  
677 Seiten. 34,90 Euro.

**Zitathinweis:** Philippe Kellermann: Petersburg 1917/18 ... und der Triumph ist das Ende.  
Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1072>.  
Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.



# Reclaim your Beauty!



**Dagmar Filter / Jana Reich (Hg.)**

„Bei mir bist du schön...“

Kritische Reflexionen über Konzepte von Schönheit und Körperlichkeit

*Das Buch liefert eine umfassende Analyse zu den Themen Schönheit und Attraktivität und betrachtet genauer, wie soziale Grenzziehung anhand von konstruierten Körpernormen vorgenommen wird. Hierbei beleuchten die Autor\_innen nicht nur Genderaspekte, sondern auch der Einfluss von beispielsweise Alter, Gewicht und Fitness wird kritisch beleuchtet.*

Rezensiert von [peps perdu](#)

„Bei mir bist du schön...“, Band vier der Hamburger Texte zur Frauenforschung, spricht sowohl durch sein Cover als auch durch die liebevollen Illustrationen, die das gesamte Buch durchziehen, ein Publikum an, welches sich nicht nur in der Wissenschaft verortet. Die Autor\_innen nehmen Schönheit und die damit verbundenen Konstruktionen kritisch in den Blick und sensibilisieren so die Leser\_innen für einen widerständigen und emanzipatorischen Umgang mit Körpern und Ansichten über Schönheit. Betrachtet werden die Verbindungen zwischen Schönheit und Geschlecht, Intergeschlechtlichkeit genauso wie soziale Unterscheidungen in der Wahrnehmung von Schönheit, Körpergewicht und Alter.

In dem Text „Schönheit und Weiblichkeit“ zeigt Birgit Görtler auf, wie Körper durch soziale Zuschreibungsprozesse zu Ungleichheit beitragen und inwieweit vermeintlich geschlechtsunabhängige Zuschreibungen wie „schön“ zu verstärkenden Faktoren (sozialer) Ungleichheit werden. Hierbei wird sich in dem Text nicht auf bestehende (und zu kritisierende) Definitionen von Schönheit bezogen, sondern die Wirkung einer als schön interpretierten physischen Beschaffenheit von Individuen und Gruppen soll untersucht werden. Auch wird zwischen Attraktivität und Schönheit unterschieden, da erstere zwar Körperschönheit beinhaltet, aber auch weitere, von dem äußerlichen Erscheinungsbild unabhängige Faktoren wie beispielsweise Charisma. Attraktivität ist allerdings je nach Geschlecht unterschiedlich zu erreichen: So können Männer über Charisma und Status ihre Attraktivität steigern, wohingegen die Wahrnehmung von Attraktivität bei Frauen viel stärker an gesellschaftliche Schönheitsnormen gebunden ist. Der Einfluss von Schönheit zeigt sich hierbei schon in der Entwicklung persönlicher Qualitäten, da als schön wahrgenommene Menschen Vorteile entwickeln können, weil sie gesellschaftlich bevorzugt behandelt werden. Dass sich diese Thesen in Bezug auf Geschlecht nicht immer bestätigen lassen, führt Görtler anhand des Beispiels aus, dass als sehr schön wahrgenommene Frauen dafür umso stärker objektiviert und sexualisiert werden, was wiederum gesellschaftliche Nachteile mit sich bringt. Görtler führt hierbei unter Bezug auf Pierre Bourdieus Habituskonzept weiter aus:

*„Doch nicht nur das körperlich selbstreflexive Moment, sondern auch die Funktion des Körpers als Wissenspeicher sozialer Zugehörigkeit, als Ausdruck von Status und äußerlich technisches Mittel der Selbstrepräsentation durch gesamtgesellschaftlich verstandene Symbolik heben die Bedeutung des Körpers hervor.“ (S. 41)*

## **(Pop)Feminismus, Fitness und Normalisierung**

„Wie wurden aus der feministischen Kämpferin für gesellschaftliche Emanzipation und kollektive

Freiheit eine gut gelaunt-gestresste Managerin der eigenen Möglichkeiten?“ (S. 70) fragt Kendra Eckhorst und betrachtet kritisch den Zusammenhang von Feminismus und Schönheit in aktuellen Diskursen. In „Schöne, neue Feministinnen“ stellt sie heraus, dass in der Generation der „Alphamädchen“ und der „neuen F-Klasse“ (zwei Bücher, welche in den letzten Jahren verstärkt zum so genannten „Pop-Feminismus“ beigetragen haben) eine Analyse der Verhältnisse geliefert wird, welche durch ihre Verkürzung nicht zu einer emanzipatorischen Veränderung beiträgt.

Als eines der größten Probleme sieht Eckhorst die Verbindung einer verstärkten Individualisierung mit der Kritik an bestehenden Verhältnissen - so werden (medial vermittelte) Schönheitsideale und Körpernormen zwar als solche benannt, „doch nicht als normatives Regime, eher als individuelle Akzeptanzprobleme“ (S. 63). Diese Entwicklung betrifft nicht nur den Bereich Schönheit, sondern auch jenen der Frage nach gesamtgesellschaftlicher Teilhabe: Durch die neuen Feminist\_innen wird ein Bild transportiert, welches neoliberaler nicht sein kann. Frau braucht Durchsetzungsfähigkeit, Disziplin und Mut, gewürzt mit ein bisschen Spaß an der Sache und schon wird Feminismus zum angeblichen Massenphänomen – zumindest für gut gebildete, weiße, sozial nicht marginalisierte Frauen. Die Kritik von Eckhorst ist dabei pointiert, argumentativ geschlossen und in der Vermittlung sehr sympathisch, zeigt sie doch so auch auf, welche Fragen in der aktuellen Frauenbewegung noch immer eine notwendige Relevanz haben.

Einem anderen Thema widmet sich Simon Graf in dem Beitrag „Natürlich! Schön normale Männer-Körper“, in dem er den Zusammenhang von Begehren, Fitness und Männlichkeit anhand von Fitnessstudios und –Zeitschriften nachzeichnet, unterlegt mit Aussagen aus Interviews mit männlichen Besuchern der Studios. Für Männer ist der Fokus, den Fitnesscenter setzen, dabei weniger Modellierung des Körpers, um schöner zu wirken, sondern es zählen Fitness, Wohlfühl und Gesundheit. Hierbei geht es für viele um eine Normalisierung qua Optimierung, also nicht der Anspruch, überragend zu sein steht im Vordergrund, sondern die Anpassung an eine vermeintliche (Körper-)Norm. Graf zeigt dabei auch den Zusammenhang mit Begehren aus, in welchem Fitnesscenter als Räume der heteronormativen Matrix immer wirken, aber auch für nicht-heterosexuelle Menschen für eine Modellierung des eigenen Körpers eine wichtige Rolle spielen. Grafs Beitrag stellt jedoch nicht nur dar, sondern zeigt auch mögliche Perspektiven auf für einen Umgang mit der richtigen Kritik an Fitness als hegemonialem Diskurs und spricht sich dafür aus, deskriptive Studien immer mit einer Subjekt- und Gesellschaftskritik zu verbinden.

## Heavy Beauty

Wie Pathologisierung und Politisierung schwerer Körper vorgenommen wird, erläutert Maria Haun in ihrem Beitrag. Der Begriff des schweren Körpers wurde von ihr bewusst gewählt, um eine pathologisierende Sichtweise durch andere Bezeichnungen wie beispielsweise Adipositas nicht zu reproduzieren. Interessant bei schweren Körpern ist die gesellschaftliche Ebene, die das Individuum allein für das eigene Körpergewicht und die damit einhergehende Konnotation als „leistungsunwillig“ verantwortlich macht:

*„Indem der schwere Körper als persönliches, frei gewähltes Fehlverhalten interpretiert und stets mit denselben schönheitstheoretischen und gesundheitspolitischen Argumentationslinien begründet wird, ist seine Abwertung gesellschaftsfähig.“ (S. 278)*

Haun zeichnet sowohl die historische Entwicklung in der Auseinandersetzung mit schweren Körpern nach, geht aber vor allem auch darauf ein, dass „Deutungen des schweren Körpers zugleich Problematisierungsweisen desselben sind“ (S. 263) – sei es über die Abweichung einer durch den Body-Maß-Index suggerierten Norm oder aber durch Stigmatisierung als „krank“ und der Gleichsetzung mit Bewegungsmangel. Gesellschaftlich ergeben sich daraus immer die Forderungen nach einer Optimierung und Anpassung, welcher Haun anhand drei narrativer Interviews mit „übergewichtigen“ Frauen genauer nachgeht. Trotz dessen, dass die Interviewpartnerinnen sehr unterschiedliche Deutungsmuster in Bezug auf ihren eigenen Körper

haben, lässt sich doch die Gemeinsamkeit erkennen, dass Erklärungsmuster herangezogen werden, welche nicht unmittelbar durch die Interviewten beeinflusst werden können, so wie gesundheitliche Normabweichung oder aber die eigene Sozialisationsgeschichte. Es wäre interessant gewesen, zu erfahren inwieweit sich auch bei der Beschäftigung mit schweren Körpern eine Interdependenz mit Geschlecht findet, beziehungsweise ob männliche Interviewpartner andere, geschlechtsspezifisch abweichende Analysen geliefert hätten.

Neben den genannten Beiträgen finden sich noch viele weitere spannende Analysen und Debatten in „Bei mir bist du schön...“. In diesen wird genauer beispielsweise auf (dis)ability und Schönheit, dem Bezug zu Mode oder aber auch die Auseinandersetzung mit der Vulva in Medien und Schönheitsdiskursen eingegangen. Alles in allem eine sehr bereichernde Textsammlung, die Lust auf eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit dem Thema macht. Ich hätte mir zum Teil eine klarere Sprache beziehungsweise weniger Bezugnahme auf schon bestehende Theorien und Konzepte, die vielleicht nicht allen Leser\_innen bekannt sind, gewünscht. Im Kontrast dazu regen die Illustrationen im Buch immer wieder zum Schmunzeln an und lockern die Inhalte zum Teil durchaus auch auf.

Dagmar Filter / Jana Reich (Hg.) 2012:

„Bei mir bist du schön...“. Kritische Reflexionen über Konzepte von Schönheit und Körperlichkeit. Centaurus Verlag, Freiburg.

ISBN: 978-3-86226-143-7.

288 Seiten. 24,80 Euro.

**Zitathinweis:** peps perdu: Reclaim your Beauty! Erschienen in: Ökologie und Aktivismus. 22/2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1073>. Abgerufen am: 03. 01. 2019 09:50.

## Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.